

PREUSSEN KURIER

HEIMATNACHRICHTEN FÜR OST- UND WESTPREUSSEN IN
BAYERN

Ausgabe 2 / 2021 – 12. Jahrgang



Ein kleines Idyll: die Friedhofskapelle von Neustadt (b. Pinne) im Landkreis Neutomischel, Provinz Posen, liegt friedlich in der Nachmittagssonne (Foto: Rainer Claaßen)

Liebe Landsleute, liebe Leser,

„immer noch nix los!“ möchte man ausrufen, wenn man die Liste der gestrichenen Veranstaltungen sieht! Aber ein bißchen was gibt es schon zu berichten, und nicht nur unsere Mitglieder und Vorstände geben sich Mühe, das landsmannschaftliche Treiben mit Leben zu erfüllen: So freuen wir uns über ein Grußwort der Schriftstellerin **Freya Klier** und über einen Gastbeitrag von **Sylvia Stierstorfer**, der Beauftragten der Bayerischen Staatsregierung für Aussiedler und Vertriebene, zum vierzigjährigen Bestehen des Kulturzentrums Ostpreußen Ellingen; wir hoffen, liebe Frau Stierstorfer, daß wir Sie dort bald wieder treffen können!

Kennen Sie, liebe Leser, die „Sausenhofener Musiktage“? Das ist eine neue Veranstaltung, an die Sie sich bald und gerne gewöhnen werden! Lesen Sie, was LOW-Vorstand **Ralf Loos** und seine Frau auf ihrem mittelfränkischen Landgut „eingefädelt“ haben... Des Weiteren hat **Thomas W. Wyrwoll** recherchiert, welche politischen Verwirrungen es um den Zustand des Königsberger Stadtzentrums gibt, **Jörn Pekrul** hat den zweiten Teil seines Beitrags über die **Reichsfernstraße 1** fertiggestellt, und in der Reihe „Deutsche in der Heimat“ berichten wir über eine deutsch-kaschubische Familie, die einige Kilometer südwestlich von Danzig eine Reihe mittelständischer Unternehmen betreibt. Lesen Sie, staunen Sie, fahren Sie hin – in Ost- und Westpreußen ist alles möglich!

Christoph M. Stabe, Landesvorsitzender

Rainer Claaßen, stellvertretender Landesvorsitzender

Die vergessene Generation



Liebe Leserinnen und Leser des PREUSSEN-KURIER,

ich freue mich sehr, Ihnen ein Grußwort senden zu dürfen!

Ich bin die Autorin des Buches „*Wir letzten Kinder Ostpreußens*“ und auch die Autorin des Buches über das Schicksal Ihrer Mütter, Großmütter und vielleicht auch Schwestern: „*Verschleppt ans Ende der Welt*“, das ich 1994 unmittelbar nach dem Film schrieb, den ich 1993 in Sibirien drehte.

Ich reiste dorthin mit drei von Hunderttausenden Frauen, die aus den ehemaligen Ostgebieten in russische Lager verschleppt wurden, um die deutsche Kriegsschuld abzuarbeiten. Damals hießen die Lager noch Stalinsk, Leninsk, lagen in Westsibirien, im Ural oder am Polarmeer...

Damals, zu Beginn der 90er Jahre, kamen auch die ehemaligen Kinder der Ost- und Westpreussen nach Veranstaltungen zu mir und baten mich, doch auch über ihr Leben zu berichten – sie waren zwar noch Kinder, haben jedoch alles noch miterleben müssen: das Leid ihrer Mütter, die Flucht über die Weichsel, die Vertreibung... den Tod von Geschwistern.

Ich begann, diese Generation zu befragen, die so ein furchtbares Kinderleben hatte. Und so entstand 2014 mein Buch „*Wir letzten Kinder Ostpreußens. Zeugen einer vergessenen Generation*“, in dem ich das Schicksal von sieben Kindern aufschrieb. Auch das ist mir sehr schwer

gefallen, mitunter leben die Eltern nicht mehr, mitunter auch die Geschwister.

Eines der sieben Kinder sehen Sie nun als charmante ältere Dame mit mir auf dem Foto im Bundestag 2016 (*Foto unten, in der Mitte am Rednerpult*) – da hat die in Königsberg geborene Doris Meyer sehr berührend aus ihrem Kinderschicksal gelesen...

Eng befreundet war ich auch mit dem kürzlich verstorbenen **Michael Wieck**, mit dem ich vor wenigen Jahren in Stuttgart eine gemeinsame Lesung hielt. (Unser Thema war auch – man glaubt es kaum – Neuseeland, wo Michael Wieck ja nach dem Krieg für ein paar Jahre lebte.)

Liebe Leserinnen und Leser,

den PREUSSEN-KURIER habe ich mit großer Freude gelesen. Er ist gut geschrieben, sehr bildreich und sehr informativ. Und so weit weg von einander waren Ost und West nun auch wieder nicht:

Auf S. 40 im Preußen-Kurier 01/2021 beispielsweise steht vor der Mauer 1986 **Jörn Pekrul**, im französischen Sektor. Zur gleichen Zeit wohnte ich 70 m entfernt (auf dem unteren Bild gleich um die Ecke). Im sowjetischen Sektor. Man konnte kein Schwätzchen halten, das hätte vielleicht das Leben gekostet...

Auch diese Zeiten sind gottseidank vorbei. Doch ich wusste bisher gar nicht, dass ich etwa zehn Jahre an der „Reichsstraße 1“ gelebt hatte.

In herzlicher Verbundenheit

Ihre Freya Klier



13.11.2016: Freya Klier und Doris Meyer sprechen zum Volkstrauertag im Bundestag

Vier Jahrzehnte hervorragende Kulturarbeit

Die Beauftragte der Bayerischen Staatsregierung für Aussiedler und Vertriebene zum 40-jährigen Bestehen des Kulturzentrums Ostpreußen Ellingen



**Liebe Landsleute aus Bayern, Ost- und Westpreußen,
liebe Leser des PREUSSEN-KURIER,
liebe Freunde,**

nach der sehr schwierigen Zeit seit dem Frühjahr 2020, in der uns persönliche Begegnungen weitgehend verwehrt waren, hoffe ich sehr, dass ich einige von Ihnen, meine lieben Landsleute aus Ost- und Westpreußen, Ende Oktober bei der Landeskulturtagung im Kulturzentrum Schloss Ellingen sehen werde. Das wäre umso schöner, als das Kulturzentrum Ostpreußen sein in diesem Jahr vierzigjähriges Bestehen feiert. Im Herbst 2019 war ich dort zu meinem Antrittsbesuch als Beauftragte der Bayerischen Staatsregierung für Aussiedler und Vertriebene – und sehr beeindruckt von der hervorragenden Kulturarbeit, die dort geleistet wird. Wir in Bayern sind dankbar und stolz darauf, dass das Kulturzentrum Ostpreußen seit nunmehr vier Jahrzehnten seinen Sitz im Freistaat hat. Denn als Patenland von Ostpreußen hat Bayern eine ganz besondere Beziehung zur alten Heimat Ihrer Landsleute.

Im Kulturzentrum Ostpreußen in Ellingen werden Geschichte und Kultur dieses besonderen Landstrichs nicht nur sehr anschaulich dar-

gestellt, sondern auf einzigartige Weise zu neuem Leben erweckt. Ich habe mich bei meinem damaligen Besuch ein wenig wie auf einer Reise gefühlt im „Land der dunklen Wälder und kristallinen Seen“, das ich noch nicht aus eigenem Erleben kenne, aber spätestens im kommenden Jahr besuchen möchte. Zu meiner Neugier beigetragen haben dabei auch die ganz persönlichen und sehr berührenden Einblicke, die mir einige Zeitzeugen aus Ostpreußen erst vor kurzem gewährt haben. Sie haben mir ihre Lebensgeschichte und vor allem die Geschichte ihrer Flucht und des Ankommens in Bayern für meine Podcast-Reihe geschildert. Damit möchte ich Erinnerungen bewahren und junge Menschen für diesen Teil der Geschichte sensibilisieren. Denn mit der Flucht aus Ostpreußen nahm die Vertreibung ihren Anfang. Diese Zeit hat Spuren hinterlassen.

Wie Ministerpräsident Dr. Markus Söder vor einigen Wochen beim Sudetendeutschen Tag in München betont hat, ist Bayern ohne die Heimatvertriebenen nicht mehr vorstellbar. So ist der langjährige BMW-Chef in München, **Eberhard von Kuenheim**, ebenso in Ostpreußen geboren wie Persönlichkeiten der jüngeren Geschichte wie **Marion Gräfin Dönhoff** und **Armin Müller-Stahl**. Prägende Gestalten unser aller kulturellen Erbes wie **Immanuel Kant**, **Johann Gottfried Herder** und **Lovis Corinth** stammen aus Ostpreußen. Die Ost- und Westpreußen sind ein wesentlicher Bestandteil der gesamtdeutschen Geistesgeschichte.

In diesem Sinne, herzlichen Glückwunsch an das Kulturzentrum Ostpreußen, seinen langjährigen Direktor Wolfgang Freyberg und sein Team zu diesem besonderen Jubiläum!

Auf Ihrem Weg in die Zukunft auch weiterhin alles Gute!

Ihre

Sylvia Stierstorfer



Sylvia Stierstorfer, MdL

Die Beauftragte der Bayerischen Staatsregierung
für Aussiedler und Vertriebene

Hier spricht der Chef



Sehr verehrte Damen und Herren, liebe Landsleute in der Nähe und in der Ferne,

in den letzten Tagen habe ich mich intensiv mit dem Begriff *Identität* beschäftigt. Die eigene Herkunft, die individuelle(n) Familiengeschichte(n), viele persönliche Einflüsse und Prägungen. Uns alle hier, verehrte Leserschaft, eint neben dem individuellen Interesse vor allem eines:

die Abstammung aus dem früheren Deutschen Osten, aus West- und Ostpreußen.

Uns vereint, dass unsere Eltern und Großeltern in den nordöstlichsten Regionen des früheren Deutschen Reiches geboren wurden und aufgewachsen sind. Deswegen halten Sie z. B. diesen PREUSSEN-KURIER in den Händen und gerade auch deshalb, unter anderem, bringen wir ihn von unserer Landesgruppe Bayern der Landsmannschaft der Ost- und Westpreußen dreimal jährlich heraus. Dieses persönliche und geschichtliche Erbe und Vermächtnis eint und stiftet gemeinsame Identität, gerade in diesen unruhigen und instabilen Zeiten!

Für mich, als Mitglied der Bekenntnis- und Nachgeborenen Generation, sehr *identitätsstiftend*, mit einem in **Königsberg** geborenen Vater und großelterlichen Spuren aus **Allenstein, Neidenburg** und **Preußisch Eylau**, waren dann später Kindheit und Jugend in Mitteldeutschland, zu Zeiten kommunistischer Diktatur, Begrenzung und Ideologie sehr prägend. Meine Großmutter väterlicherseits sprach einen vollkommen anderen Dialekt, der Geburtsort meines Vaters schien entfernter als der Mond zu sein, über Flucht und Vertreibung, den Verlust der angestammten und geliebten Heimat konnte und durfte nur im engen familiären Rahmen gesprochen werden. Gefühlt waren *wir* anders, was mich früh beeinflusst und nachdenklich hat werden lassen; Meinungs- und Reisefreiheit wie andere individuelle Grundrechte gab es nicht inklusive, waren deutlich beschränkt, mußten erst erkämpft und bewahrt werden.

Warum schreibe ich Ihnen das alles, werden vielleicht einige von Ihnen, liebe Leser, nun hier fragen?

Das Interesse an Ost- und Westpreußen und die jeweils individuellen Familienhistorien schaffen enge und verbindende Bande, die es zu schützen und zu bewahren gilt. Innerhalb unseres Landesvorstandes ist das immer wieder wie ein imaginäres, starkes und einendes Band, was sich in einer sehr konstruktiven Zusammenarbeit und einem sehr persönlichen, engen Zusammenhalt zeigt, wofür ich persönlich sehr dankbar bin. Das hat sich wiederholt auch in Corona-Zeiten bewährt.

Was passiert nur gerade in diesem Lande? Derzeit genießen wir Lockerungen und Erleichterungen, perspektivisch drohen wieder Verbote und Einschränkungen, das Land ist in vielen Ansichten und Punkten, auch durch viele Ängste tief gespalten, von innerer Einheit sehr, sehr weit entfernt. Unklar ist, ob wir geplante Projekte und Veranstaltungen unserer Landesgruppe werden durchführen können, unsicher sind angedachte Reisepläne in die Heimat oder auch Besuche von Reisegruppen aus den Republiken Polen und Litauen. Unsere Schulklassenbesuche, die seit Jahren so effektiven und mannigfachen „Brückenbauaktivitäten“ mußten auch in diesem Jahr ausfallen.

Der Verlust der alten Heimat Ost- und Westpreußen ist für viele Angehörige der „Erlebengeneration“, wie auch für ihre Kinder und Enkel bzw. für viele geschichtlich interessierte Menschen über mehrere Generationen ein überaus prägendes und einschneidendes Ereignis gewesen und ist es immer noch. Mich persönlich haben die Erfahrungen des Jahres 1989 in Mitteldeutschland, das Erkämpfen und die Erlangung kollektiver und individueller Freiheiten sehr beeinflusst und nachhaltig geprägt, sind ein wichtiger Teil meiner Identität geworden, für mein Engagement für Ostpreußen und für Deutschland. Seien wir wachsam und sind wir uns bewußt, daß viele Dinge einfach nicht selbstverständlich sind, daß sie bewahrt und geschützt werden müssen.

In diesem Zusammenhang sei abschließend Johann Wolfgang von Goethe zitiert, Faust II von 1832:

***Ja! diesem Sinne bin ich ganz ergeben,
Das ist der Weisheit letzter Schluß:
Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß.***

***Damit verbleibe ich in heimatlicher und landsmannschaftlicher Verbundenheit
Ihr Christoph Stabe***

Ein Masure wird 90

Runder Geburtstag bei der Kreisgruppe Kitzingen: Gustav Patz feierte im Kreise seiner Familie; vier Generationen waren dabei!



Geburtstagskind Gustav Patz

Kitzingen (Reg.-Bez. Unterfranken). In der Landsmannschaft der Ost- und Westpreußen, aber auch beim Bund der Vertriebenen in Unterfranken gibt es wohl niemanden, der Gustav Patz nicht kennt. Der langjährige Vorsitzende der LOW-Kreisgruppe Kitzingen engagierte sich stets auch beim BdV und außerdem noch beim Bayerischen Roten Kreuz und bei der örtlichen Kreisgruppe des Sozialverbands VdK. Am 13. Juni konnte Gustav Patz zusammen mit seinen Kindern, Enkeln und Urenkeln seinen 90. Geburtstag feiern.

Telefonische und briefliche Glückwünsche kamen auch aus der Bayerischen Staatskanzlei, dem Bayerischen Sozialministerium, der Kreis- und der Stadtverwaltung. Sie sollen hier nicht wiederholt werden; der Landesvorstand der LOW-Bayern, insbesondere der frühere langjährige Landesvorsitzende Friedrich Wilhelm Böld und seine Frau Pia, möchte sich den Gratulanten aber anschließen:

Sehr verehrter Landsmann Patz, lieber Gustav,



wir wünschen Dir nachträglich alles Gute, bleib so gesund, wie es in Deinem Alter möglich ist, und bringe Dich nach wie vor mit Deinem Wissen und Deiner Erfahrung ein, wenn es geht!

***Friedrich Wilhelm Böld und Pia Lingner-Böld
Christoph Stabe, Dr. Jürgen Danowski, Rüdiger Stolle, Rainer Claaßen***

Der 1. Sausenhofener Musiktag – wer bietet mehr?

Eine Initiative von LOW-Landeskulturreferent Dr. Jürgen Danowski, Vorstandsmitglied Ralf Loos und seiner Ehefrau Heike traf auf Anhieb ins Schwarze

Sausenhofen (Gde. Dittenheim), Lkr. Weißenburg-Gunzenhausen. Auf Vorschlag des Landeskulturreferenten der LOW-Bayern, Dr. Jürgen Danowski, wurde vom Ehepaar Loos der „1. Sausenhofener Musiktag“ ins Leben gerufen und auch gleich organisiert.

Als ob der Herrgott seine Segenshand über diese Veranstaltung hielt, erlaubte die Inzidenz-Lage das Zusammenkommen. Und wie bestellt, schien die Sonne von einem prächtig blauen Himmel, obgleich der südliche Teil Bayerns mit viel Regen und Überschwemmungen zu kämpfen hatte.

Zu diesem besonderen Anlaß wehte in Sausenhofen, das bis März 1806 zu Preußen gehörte, wieder die Preußische Flagge. Und so konnte Dr. Danowski nicht nur die Mitglieder seiner Landesgruppe, sondern auch Mitglieder der Kreisgruppe Ansbach und der Gesellschaft der Freunde des Albrecht von Brandenburg-Ansbach begrüßen. Ebenfalls anwesend waren viele Schwestern der Hensholtshöhe, deren Ursprung in Vandsburg in Westpreußen liegt.

Dr. Danowski eröffnete in der festlich geschmückten Scheune den 1. Sausenhofener Musiktag mit der Begrüßung der Ehrengäste, unter denen sich der ehemalige Bundesminister Carl-Dieter Spranger mit Frau befanden, sowie der frühere Landesvorsitzende der LOW-Bayern Friedrich Wilhelm Böld mit seiner Frau Pia Lingner-Böld.



Landeskulturreferent Dr. Jürgen Danowski begrüßt die Gäste (Foto: Michael Gloßner)

Der Hausherr der Hofstelle und zugleich 1. Vorsitzender Gesellschaft der Freunde des Albrecht von Brandenburg-Ansbach, Ralf Loos, stellte in kurzen Worten die Geschichte des Dreiseithofes vor, den er und seine Frau im Jahr 2008 erwarben und bis zu dem Einzug im Sommer 2014 renovierten.

„Trotz des desolaten Zustandes des Anwesens und der Gebäude war ersichtlich, was für ein Potential in den Gemäuern steckt. Keines der Dächer, die Sie heute sehen, waren intakt, sie waren alle löcherig und mußten saniert werden“, so Loos bei seiner Einführung. *„Unser Wohnhaus gegenüber der*

*Scheune steht seit nachweislich seit 1581, das heißt, ein jeder Komponist, dessen Musik wir heute hören werden, hätte in diesem Haus einkehren können“, betonte Loos und leitete damit zum Thema des heutigen Nachmittags über: **Eine musikalische Reise nach Preußen.***

Der Hausherr war nicht nur Gastgeber, sondern zugleich Moderator der Musikveranstaltung, und stellte mit sichtbarer Freude und Stolz die aus Gunzenhausen stammende Musikerfamilie Pfahler vor. Max Pfahler (am Klavier) ist Oberstudienrat am Simon-Marius-Gymnasium in Gunzenhausen und wurde begleitet von seiner Frau Almut, deren Tochter Christina und einer guten Freundin der Familie Frau Kristina Schmid (alle Violine). (Foto unten [privat])



Ähnlich den Söhnen und Töchtern der großen Familie Bach sind auch sämtliche Familienmitglieder der Pfahlers gefragte Musiker. Alle Kinder von Almut und Max Pfahler spielen mindestens zwei Instrumente, ein Sohn, Sebastian, wurde bereits im Alter von 18 Jahren Organist. Anne-Marie, die älteste Tochter, ist bereits eine renommierte und gefragte Sopranistin. „Obendrein ist ein Bezug zu Preußen gegeben, denn Almut's Vater stammte aus Westpreußen“, so Loos.

Auf dem Programm standen zwei große und bekannte Komponisten, nämlich **Johann Sebastian Bach** und **Georg Friedrich Händel**. Beide gehören zu den größten Komponisten des Barock, und obwohl beide sich nie begegnet sind, verbinden sie einige Gemeinsamkeiten. Beide wurden 1685 geboren, Bach am Fuße der Wartburg im thüringischen Eisenach und Händel im sachsen-anhaltinischen Halle unweit von Leipzig. Die beiden Orte liegen ca. 150 km Luftlinie auseinander.

Bachs „Nähe“ zu Preußen erschließt sich gleich mehrfach, war doch zum einen Bachs Sohn **Carl Philipp Emanuel Bach** als Hofmusiker am **Hofe Friedrich des Großen** tätig, zum anderen kam es im Mai 1747 zur persönlichen Begegnung und gemeinsamen Musizieren von Bach und Friedrich dem Großen.

Das musikalische Genie des jungen Händel wurde frühzeitig entdeckt. Der Großvater von Friedrich dem Großen, **Kurfürst Friedrich III.**, der spätere **Friedrich I von Preußen**, war vom Können des Zwölfjährigen so beeindruckt, daß er Händels Vater anbot, dem Sohn eine Musikausbildung in Italien zu finanzieren und ihm nach erfolgreicher Absolvierung eine Anstellung am Berliner Hof zu verschaffen. Händels Vater nahm jedoch das kurfürstliche Angebot nicht an; der Sohn ging später nach England.

Auch der „Soldatenkönig“, der Vater von Friedrich dem Großen, war ein außerordentlicher Bewunderer der Kompositionen Händels, und sein Sohn Friedrich der Große ebenfalls. Der Alte Fritz, selbst

Komponist und zudem ein exzellenter Flötist, bemühte sich nach Händels Tod vergeblich, dessen Autographe zu erwerben. Die Leidenschaft und Bewunderung für Händel erstreckte sich somit in dieser Familie über drei Generationen!

Auch für die Mittelfranken gibt es zu Georg Friedrich Händel einen besonderen Bezug, den der Gastgeber mit sichtlichem Genuß den Zuhörern darlegte, denn Händel hatte in der Ansbacher Markgräfin namens **Caroline von Brandenburg-Ansbach** eine große Bewunderin und Mäzenin, ja sie „folgte“ Händel nach England, als sie **König George II.** heiratete und nach dessen Tod Königin von Großbritannien wurde. Die Markgräfin und spätere Queen Caroline und Händel verband eine enge Freundschaft. Als sie 1737 starb, komponierte Händel eine Trauerode HWV 264 zu ihren Ehren.

Nach dieser Erläuterung begann das Pfahler-Ensemble mit dem musikalischen Part mit der Ankunft der **Königin von Saba**, gefolgt von einem Stück aus dem dritten der **Brandenburgischen Konzerte**.

Das darauf folgende Musikstück kündigte der Moderator mit folgenden Worten an:

„Von allen, heute und hier gespielten Stücken ist keines für uns Anwesende so bedeutsam, wie dieses Musikstück, denn der Text dieses Stückes stammt aus der Feder eines Mittel-Franken, eines gebürtigen Ansbachers, nämlich Markgraf Albrecht von Brandenburg-Ansbach. Er gründete vor nun fast 500 Jahren Preußen und damit das erste protestantische Herzogtum auf diesem Planeten.“

Jeder, der Bachs **Matthäus-Passion** kennt, kennt das musikalisch überaus schöne Stück „*Was mein Gott will, das g'scheh´ allzeit*“. Dieses Stück hat Bach nicht nur in seine Matthäus-Passion eingearbeitet, es findet sich auch im Evangelischen Gesangsbuch mit der Nummer Nr. 364 und gehört seit seiner Entstehung, ohne Unterbrechung, zu den Kernliedern des lutherischen Kirchengesangs.

Zu den weiteren Darbietungen gehörte eine **Gavotte** Bachs und der von Friedrich dem Großen komponierte **Königsmarsch**, gefolgt von dem Musikstück, das als Folge der Begegnung von Friedrich dem Großen und Johann Sebastian Bach am 7. Mai 1747 am Hofe im Potsdamer Stadtschloß Musikgeschichte geschrieben hat. Offiziell beschlossen wurde der musikalische Nachmittag mit dem 1. Satz des Cembalokonzertes in D-Dur von Johann Sebastian Bach nach einer Bearbeitung von Max Pfahler; als Zugabe wurde noch das Stück *Nun danket alle Gott* gespielt.

Text: Ralf Loos/Dr. Jürgen Danowski

Pressemitteilung

Die Ost- und Westpreußen-Stiftung in Bayern e.V. hat einen neuen Vorstand



Nach dem unerwarteten Tode von Herrn Rolf Rossius, dem langjährigen Vorsitzenden der Stiftung, wurde am 20. Mai 2021 ein neuer Vorstand gewählt.

- 1. Vorsitzender: Albrecht Kadgien
- 2. Vorsitzender: Christian Frhr.v.d. Leyen
- Schatzmeisterin: Astrid von Menges
- Schriftführer: Dr. Dirk Gutzeit.

Auch der neue Vorstand sieht seine besondere Aufgabe in der Bewahrung der Erinnerung an die Geschichte Ost- und Westpreußens. Eine enge Zusammenarbeit mit allen landsmannschaftlichen Verbänden in Bayern ist ein wünschenswertes Ziel.

Sog oder Sarg: Was wird aus dem alten Königsberger Stadtzentrum?

Ein Diskussionsbeitrag von Thomas W. Wyrwoll

Königsberg (Pr). Nach Jahrzehnten des Stillstands tut sich endlich etwas im heute weitgehend verödeten einstigen Kern der ostpreußischen Hauptstadt Königsberg: Ein neues Stadtzentrum soll her, und der junge Königsberger Gouverneur Anton Alichanow schafft mit Verve dazu die lange vermißten rechtlichen Voraussetzungen – aber leider mit falscher Ausrichtung. Was genau dort letztlich entstehen soll, ist aber noch nicht endgültig entschieden.



Das Königsberger Schloß im 19. Jahrhundert:

Krönungszug für Wilhelm I. in Königsberg 1861 (Gemälde von George Housman Thomas unter der Patronage von Königin Victoria von England)

lettiert wurde. Zum ideologischen wie funktionalen Ersatz des einstigen Herrschaftssitzes begann man im Bereich des angrenzenden ehemaligen Schloßgrabens zu Beginn der 1970er Jahre mit dem Bau eines als Prestigeprojekt der Sowjetunion angedachten imposanten „Haus der Räte“, das sich an Werke der brasilianischen Architektur-Legende **Oscar Niemeyer** anlehnte. Der unter der Leitung des vielfach prämierten Moskauer Architekten **Ljew Misoshnikow** (der u.a. das Weltausstellungsgelände und die Bibliothek der Akademie der Wissenschaften in Moskau entworfen hatte) konzipierte Bau konnte letztlich aber nie abgeschlossen werden: Statische Probleme des Bodens, die wohl nicht zuletzt durch die Sprengung des Schlosses verstärkt oder gar hervorgerufen worden waren und im Volksmund daher gerne als „Rache der Preußen“ bezeichnet wurden, bereiteten sowohl dem ursprünglichen Baukonzept als auch späteren Überlegungen zu dessen Weiterführung jeweils ein vorzeitiges Ende. Das Gebäude verblieb folglich seit dem Ende der 1980er Jahre im Rohbau, wobei von dem bereits reduzierten Vorhaben eines 21- statt 28-stöckigen Hochhauses damals nach offizieller Statistik bereits 95 % fertiggestellt worden waren. Eine genehmigte anderweitige Nutzung erfolgte nicht, auch nicht in demjenigen der beiden Türme, dessen Innenausbau bereits als komplettiert galt. Im Ergebnis verblieb eine für jeden Besucher sichtbare Bauruine inmitten einer halbgrünen Neubrache, die als Denkmal des Scheiterns inzwischen als „Wahrzeichen Kaliningrads“ gilt.

(Foto rechts: A. Sawin {2017})



Wo in alten Tagen das Königsberger Schloß stand, um das herum sich auf organischem Wege ein lebendiges Herz der Stadt entwickelt hatte, hinterließen die Bomber der Briten ein Trümmerfeld, das von den Sowjets mit der vom ukrainischen Staatsoberhaupt der UdSSR **Leonid Brjeshnjew** – trotz beachtlicher Protesten örtlicher Studenten sowie von Intellektuellen aus dem ganzen Land – angeordneten Sprengung des Schlosses schließlich 1968 komp-

Genau an dieser Stelle soll nun ein neues Stadtzentrum entstehen: Das Königsberger Gebiet bzw. die „Kaliningrader Oblast“ hat in Gestalt der regionalen Entwicklungsgesellschaft alle bislang zerstreuten Besitzanteile am „Haus der Räte“ erworben und plant nun dessen Abriß. Erste Ideen für eine Nutzung des umgebenden Gebietes deuten sich an, erweisen sich aber bei näherer Betrachtung als unausgereift. Gerüchte bezüglich eines Abrisses waren bereits im August durchgesickert, wurden aber damals nach Jahrzehnten des Stillstands in dieser Frage allgemein wenig ernst genommen. Laut Regierungsangaben ist das Gebäude inzwischen so marode, daß sich eine Renovierung nicht lohnt – ein dies bestätigendes Gutachten wurde allerdings unter Verweis auf vorgebliche „datenschutzrechtliche Probleme“ zur Verschlußsache erklärt. Erwartungsgemäß ist die Entscheidung ein Politikum; insbesondere die Kommunisten fordern einen Erhalt des ihnen sakrosankten Gebäudes.

Die Nachwende-Geschichte des Schloßareals – ein Abriß

Um die politische Situation besser einzuordnen, sei hier ein kurzer Abriß der Nachwende-Geschichte des Königsberger Schloßareals gegeben. Diese beginnt gewissermaßen erst 1995, als eine Privatisierung des Torsos in Form einer Gesellschaft namens „Kultur- und Wirtschaftszentrum“ erfolgte, die jedoch in die Insolvenz schlitterte. 2003 übernahm eine Firma namens „Protostroj“ wesentliche Teile des Gebäudes, wurde dann jedoch von der Stadt und später auch vom Gebiet Königsberg wegen eines angeblich korruptionsbedingt zu niedrigen Kaufpreises mit Klagen überzogen, hinter denen sich die Interessen konkurrierender Oligarchen nur sehr notdürftig verstecken ließen. Zwar fügte man zum 750-jährigen Stadtjubiläum 2005 erstmals Fenster ein und nahm einen Außenanstrich vor, eine ernsthafte Nutzung konnte aber wegen des andauernden Rechtsstreits nicht erreicht werden. 2010 wurde schließlich der Verkauf annulliert. Parallel dazu erfolgten von 2001 bis 2008 im Bereich des nahegelegenen ehemaligen Schlosses archäologische Grabungen, die das bundesdeutsche Nachrichtenmagazin „Der Spiegel“ finanzierte und die nicht zuletzt zur Auffindung des einst an Rußland verschenkten, am Ende des Zweiten Weltkrieges aber verschollenen St. Petersburger Bernsteinzimmers dienen sollten. Die dabei gemachten zahlreichen Funde erlaubten interessante Einblicke in das Leben des alten Königsbergs. Eine Wiederherstellung des historischen Kerns der Stadt war in der Bevölkerung damals äußerst populär und wurde sowohl von Rußlands Präsident **Wladimir Putin** als auch vom (halb) krimdeutschen Oblast-Gouverneur **Georgij Boos** unterstützt. Die Abhaltung eines in dieser Frage für 2011 angesetzten Referendums konnte dann aber ob des Rücktritts der Regierung Boos kurzfristig nicht mehr stattfinden. Ein Jahr darauf bezeichnete Boos' russischer Nachfolger **Nikolaj Zukanow** das Rätehaus als eine „Schande“ für die Stadt und kündigte wie zuvor Putin seinen Abriß sowie den Wiederaufbau des alten Königsberger Schlosses durch den russischen Staat an – allein die in der damaligen Krisenzeit schwer aufzubringenden Gelder standen laut „Herrn zu Kanow“, wie ihn seine kommunistischen Gegner bisweilen nannten, der Verwirklichung eines solchen Projektes damals temporär entgegen. Der die Idee maßgeblich befördernde örtliche Star-Architekt **Arthur Sarnitz** hatte schon vorher einen ebenso umfassenden wie gelungenen Rekonstruktionsplan für die gesamte Königsberger Altstadt entworfen, der auch das Schloß umfaßte und mit gutem Grund allgemein beeindruckte.

Wettbewerb „Post-Zamok“ aus dem Jahr 2015

2013 bis 2015 schrieb man in Königsberg einen internationalen Architektur-Wettbewerb mit dem Titel „Herz der Stadt“ aus, dessen zweiter Teil sich unter dem latino-slavischen Titel „Post-Zamok“ speziell dem Schloßareal widmete. Dessen internationale Jury sprach sich – übrigens auf Vorschlag ihres deutschen Mitglieds **Hans Stimmann**, der zuvor eindringlich für einen Erhalt des Rätehauses als Teil des architektonischen Gesamterbes plädiert hatte – für ein Projekt des in Mailand lebenden, damals gerade erst 30 Jahre jungen Neu-Königsberger Architekten **Anton Sagal** aus und verlieh diesem ihren Ersten Preis (*Foto rechts [A. Sagal]*).

Sagals Plan sah einen Aufbau des West- und des Ost-Flügels des alten Schlosses und deren die unterschiedlichen Genesen



klar benennende Kombination mit Elementen moderner Architektur vor – unter Einschluß eben auch des Rätehauses. Anstelle des Alten Turms aus dem Schloßkomplex sollte hierbei ein sechsstöckiger sog. „Konvent“ mit Mehrzwecksaal und Büros entstehen. Die allgemeine Raumflächenverteilung des Konzepts orientiert sich dabei an jener der deutschen Zeit, beinhaltet aber zahlreiche Freiareale zwischen den Bauten. An sich wäre dies ein kulturell wie inhaltlich besonders ausgewogener und auch raumplanerisch kluger Vorschlag, der zudem zweifellos seine besonderen erscheinungsbildlichen Reize besäße.

Der zweite Preis des Wettbewerbs ging an das beim Staat beliebte St. Petersburger Architekturbüro „Studija 44“ für ein Konzept, das den Bau eines an das alte preußische Schloß angelehnten und dessen Grundrisse einhaltenden, aber sonst in jeder Hinsicht erkennbar neuen Schlosses vorsah. Dieses sollte einen „Schutzkoffer für das archäologische Objekt“ bilden, welches so gewissermaßen zu einem unterirdischen Denkmal würde. Den dritten Platz teilten sich zwei Vorschläge aus Italien und Spanien: Während die Italiener eine kolossale Überbauung des gesamten Areals vorschlugen, war der spanische Vorschlag zumindest im Wortsinne „unterirdisch“, denn hier sollte sich ein großer Teil der neu zu errichtenden Bauwerke eben unter der Erde befinden, während einige „Leuchtturm-Gebäude“, nicht aber das abzureißende Rätehaus, das oberirdische Bild prägten. Für praktikabel erklärte diese beiden „durch ihre Extravaganz anregenden“ Vorschläge, vor allem den italienischen, in der Jury aus gutem Grund letztlich kaum jemand. Einen Sonderpreis der Jury „Für den schönsten Traum“ erhielt der Vorschlag von Zukanows Freund Arthur Sarnitz, der ähnlich wie in seinen früheren Plänen einen umfassenden Wiederaufbau des Schlosses und einen Abriß des Rätehauses beinhaltete. Letzteres wurde in diesem Konzept durch eine „Galerie klassischen Stils“ ersetzt.

Eine Umsetzung der Ideen erfolgte auch angesichts der sich verschärfenden wirtschaftlichen Lage – der Westen drangsalierte Rußland nun unter dem Vorwand einer angeblichen „Annektion“ der Krim – leider nicht. Mancher hielt nun die Zeit für weniger ambitionierte Ideen für gekommen. Pünktlich zur Fußballweltmeisterschaft 2018 entwarf die russische Firma KB „Strjelka“ gemeinsam mit dem niederländischen Architekturbüro „West 8“ einen völlig neuen Plan zur Nutzung des Geländes, der dessen Ergänzung um ein riesiges Bürogebäude nebst minimalistischen Grünanlagen zur Erholung der Beschäftigten vorsah. Wenig später bekundete ein neuer Investor sein Interesse, der hier ein IT-Zentrum entwickeln wollte. Aus all diesen Projekten wurde aber nichts, insbesondere da einerseits die verworrenen Eigentumsverhältnisse, andererseits aber auch die Größe der anstehenden Aufgabe und die Unwägbarkeit der Kosten potentielle Investoren abschreckten. So plätscherten die Dinge vor sich hin. Als vor drei Jahren erneut archäologische Sondierungen des Königsschlosses erfolgten, nahm man auch in der Zeit nach Grabungsabschluß sichtbare Markierungen an dessen Außenlinien vor.



*Ausgrabungen im Bereich des Schlosses im Jahr 2018
(Foto: Anonym „Showmeheaven“, CC BY-SA 4.0)*

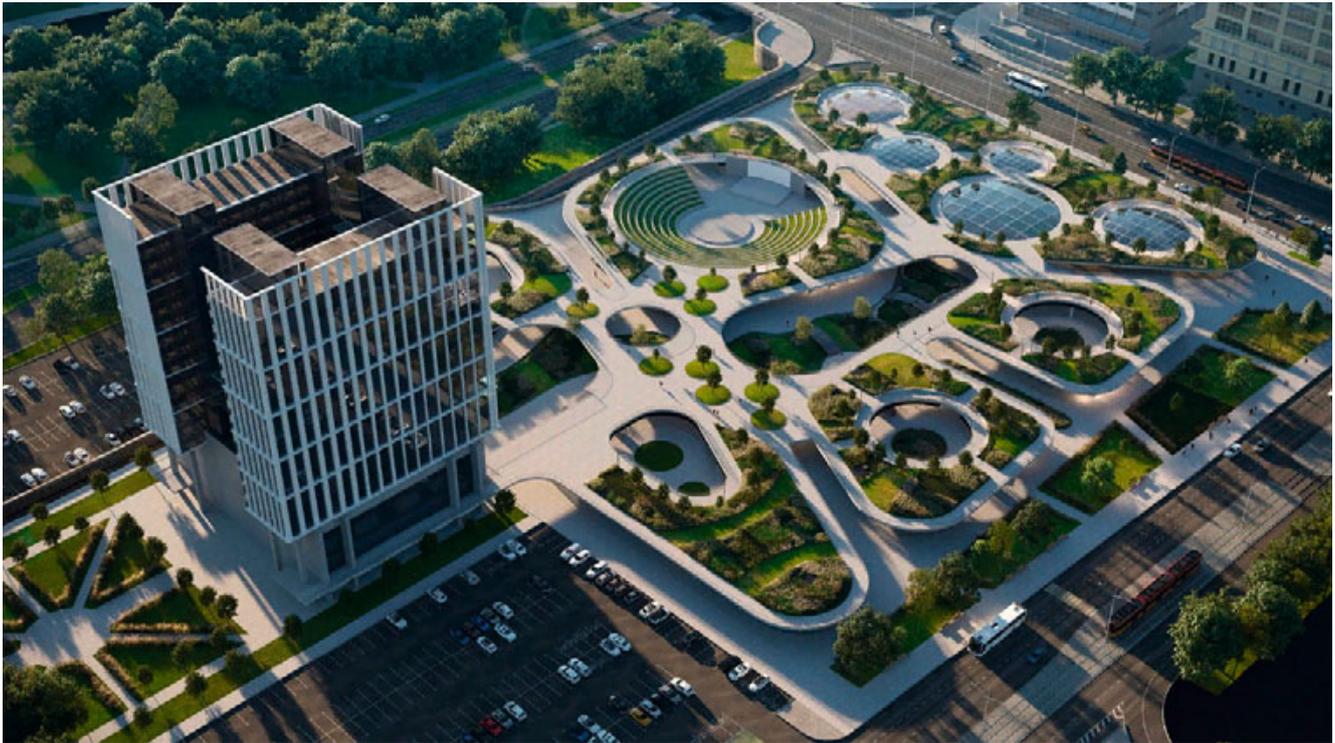
Große Teile auch der neu gefundenen Grundmauern erwiesen sich bei dieser Gelegenheit als derart gut erhalten, daß nicht nur die räumliche Objektivierung vieler Baumerkmale durch sie über eine gute Basis verfügen würde – der Wiederaufbau wurde unter der Intelligenzija Königsbergs erneut populär. Damals erklärte unter anderem der regionale jüdische Vize-Gouverneur Harry Goldmann trotz Gegenwinds unumwunden, daß er für einen Wiederaufbau des Schlosses sei. Allerdings verkrampften sich infolge der neuauflammenden westlichen Propaganda gegen Rußland die politischen Verhältnisse in ziemlich drastischer Weise. Bald schon ließ der neue Gouverneur Anton Alichanow durchblicken, daß man unter seiner Regierung nicht mit der Wiedererrichtung des Schlosses rechnen könne, da – so seine damalige und wohl auch persönlich ehrliche Begründung – der Staatshaushalt nicht über genügend Mittel für ein solches Mammutprojekt verfüge. Unter ihm werde es lediglich einen „gläsernen Sarkophag“ für das erhaltene Mauerwerk geben.

Neuigkeiten in gleicher Sache gab es danach erst in diesem Jahr: Am 5. November 2020 kündigte der von Präsident Putin als hoffnungsvolles Nachwuchstalente geförderte Alichanow für den Februar und März 2021 den Beginn eines Abrisses des Räte-Torsos und dessen spätere Wiedererrichtung an. Letztere solle aber nicht in der ursprünglichen Weise, sondern „in veränderter Form“ erfolgen. Auf Fragen von Journalisten, ob das neue Gebäude wie das frühere Haus der Räte im Stil des „Sowjetischen Brutalismus“ errichtet würde, entgegnete der Gouverneur, daß er dies „noch nicht sagen“ könne. Auf jeden Fall wolle man hier „etwas Besonderes“ schaffen, da der Raum zu allen Zeiten ein „Ort der Macht“ gewesen sei, der dies einfordere. Allerdings würden alle Bauwerke auf dem Gesamtareal „nur bescheidenen Umfangs“ sein, anders als in früheren Plänen, die „eine dichte Bebauung mit Hochhäusern“ vorgesehen hätten. Verwirklicht würde das Vorhaben „von einer großen örtlichen Firma“. Ein wesentlicher Teil der Freifläche solle mit Grün bepflanzt werden und so den Königsbergern zur Erholung zur Verfügung stehen. Am 11. November hatte der Gouverneur schließlich verschiedene große Presseauftritte, von denen die einschlägigen kulturfeindlichen Kreise bezüglich der Frage eines „Wiederaufbaus des Königsberger Schlosses“ nur einen einzigen platten Satz mehr oder eher weniger exakt zitierten. Im Original lautete selbiger: „Diese Frage ist für die Stadt (!) absolut abgeschlossen, darüber habe ich gesprochen: Ein Schloß wird es hier niemals geben!“ Als er gemeinsam mit der Vorsitzenden der Gebietsduma am selben Tag unmittelbar neben dem Rätehaus 21 Platanen pflanzte, kündigte er an, daß in diesem Bereich auf der von ihm dabei so genannten ‚Kant-Insel‘ ein „Park“ entstehen solle, wobei die Überlegungen hierzu bis zum 75. Jahrestag der Gründung der „Kaliningrader Oblast“, also dem 7. April 2021, abgeschlossen sein würden. Ebenfalls am gleichen Tag ließ er die Öffentlichkeit wissen, daß man sich architektonisch am Siegerergebnis „eines Architekturwettbewerbes zu dieser Örtlichkeit“ orientieren werde, der ein Amphitheater einschliesse. Näheres sei allerdings noch zu klären. Am 15. November plauderte er dann im Gespräch mit dem Nachrichtenportal „Klops“ davon, daß es im Gebiet um das Rätehaus „ein großes Amphitheater“ und „Fußgängerbrücken“ geben werde. Eine Konservierung der Ausgrabungsstelle des Schlosses sei zu teuer und man werde diese deshalb wieder weitgehend zuschütten, während einzelne Teilbereiche unter Glaskuppeln für Besucher zu sehen sein sollten. Auf den übrigen Flächen des Schlosses solle ein Park entstehen. (Foto rechts: Platanen-Pflanzaktion [www.duma39.ru])



Die Platanen-Anpflanzung neben dem Haus der Räte erfolgte im Vorgriff auf weitergehende Planungen zur Umgestaltung des Geländes am 11. November 2020. Für einen humanistisch denkenden Betrachter verdarb er seine ohnehin schon fragwürdigen Ausführungen in Sachen Schloß leider auch noch mit der sich an ein sowjetisiertes Publikum wendenden unmoralischen Aussage, daß die deutschen Bauwerke Königsbergs eine rechtmäßige „Trophäe“ des Zweiten Weltkrieges seien, die man nun im allgemeinen als kostbare Beute pflegen müsse, das Schloß aber allein durch seine zwischenzeitliche Hakenkreuzbeflaggung gewissermaßen dauerhaft kontaminiert sei und er nicht anstünde, „deutscher zu sein als die Deutschen“ – und es wiederaufbauen zu wollen. Deshalb habe er Präsident Putin bei seinem Besuch 2018 auch gebeten, stattdessen Unterstützung für ein Museumsquar-

tier am Pregel zu veranlassen, in dem „die russische, rußländische Kultur“ gepflegt werden müsse. Hier sollten etwa die Tretjakow-Galerie, aber auch das Bolschoj-Theater und andere Institutionen der darstellenden Kunst regionale Filialen eröffnen. Zum Schluß schob er nochmals scharf nach, daß es unter ihm „natürlich kein Schloß geben“ werde: „Das Symbol einer fremden Macht werde ich definitiv nicht wiedererrichten.“



Kosmopolitischer Allerweltsvorschlag: Parkplatz- und Straßen-Randbegrünung statt Stadtzentrum (Entwurf für den Wettbewerb Goldener Trezzini 2020, eingereicht von Architekt Temrjuk Borijew)

Lassen Sie mich an dieser Stelle über die ebenso häßlichen wie ahistorischen Rassismen des jungen Gouverneurs hinwegsehen: Er sah sich genötigt, seine angeschlagene Position durch markige Worte zu befestigen, und ein äußerer „Gegner“ macht das politische Geschäft ja bekanntlich oft leichter als das Eingeständnis, sich an diversen Fronten verausgabt und kaum Geld zur Verfügung zu haben. Daß ein allzu großer Schluck aus der die Stellung von Politikern vermeintlich stärkenden „Corona-Flasche“ bei einer denkfähigen Bevölkerung schnell auch gegenteilig wirkt, dürfte ihm zu diesem Zeitpunkt längst zu Bewußtsein gelangt sein. Von was also spricht Alichanow konkret? Vor allem: Welchen Wettbewerb meinte er? Der Königsberger Post-Zamok-Konkurs von 2015 kann es an sich nicht sein, denn hier sind weder „Amphitheater“ noch erwähnenswerte „Glaskuppeln“ zu verorten.

Erste Hinweise zur Lösung dieses Rätsels streute das Königsberger Internet-„Business“-Portal „Nowyj Kaliningrad“, das sich von Beginn seiner Zeit am Pregel an Schaukämpfe mit Alichanow lieferte, bei denen es sich allerdings weithin um PR-Aktionen zur Bewerbung des Politikers handelt. Die Neukaliningrader wußten denn auch als erste und dabei auffallend positiv von einem in St. Petersburg veranstalteten Architektur-Wettbewerb namens „Zolotoj Trezzini“, sprich „Salatj Treßini“, zu Deutsch also ‚Goldener Trezzini‘, zu berichten, der zum Zeitpunkt der Äußerung Alichanows freilich noch gar nicht abgeschlossen war und mit Königsberg so gut wie nichts zu tun hat. Dieser wurde nach dem großen, zu Zarenzeiten beim Aufbau des „Fensters nach Europa“ an der Newa an zentraler Stelle wirkenden Luganer Baumeister **Trezzini** benannt und in Verbindung mit den schweizerischen diplomatischen Vertretungen in Rußland sowie diversen weiteren, vor allem arabischen und anderen in den meisten Fällen in Architekturfragen denkbar unbeleckten Partnern, d.h. vor allem Wirtschaftsunternehmen, global ausgeschrieben: Seine Auslober verstehen sich als „internationale Expertengemeinschaft neuen Typs“. Entsprechend schauerlich erschienen daher die meisten ihrer sog. Zwischenergebnisse, die „Nominierungen“, von denen sich ein keineswegs geringer Teil in steril-gesichtslosem Brutalismus austobte – darunter auch ein einzelner isolierter Projektvorschlag zu einem Neuaufbau des „Hauses der Räte“. Allerdings darf man Vorauswahlen dieser Art kaum als inhaltliche Bewertung ansprechen, sondern muß sie vielmehr als Referenz an die Finanziere und Hintermänner solcher Wettbewerbe betrachten – die tatsächlichen Prämierungen nehmen nämlich oftmals eine

ganz andere Wendung. Das war Gouverneur Alichanow wohl nicht bewußt, als er punktgenau am Tag der Verkündung der Nominierungen und offenbar mit Vorwissen über deren Ergebnisse ausgestattet seine Innenstadt-Pläne gegenüber den Medien verkündete. Gerade im vorliegenden Fall stand zu erwarten, daß einfach nur von oben „protegierte“ Projekte keine Chance auf einen gekauften Sieg haben würden: Als Leiter der Veranstaltung hatte man den weltweit anerkannten rußländischen Kultur-Titanen **Michail Borissowitsch Piotrowskij** gewinnen können, den fachlich wie allgemein-intellektuell begnadeten Sproß einer beachtlichen Petersburger Archäologen-Dynastie. Dieser wirkt nicht „nur“ höchst erfolgreich in der Nachfolge seines Vaters als Direktor der Petersburger Eremitage und natürlich als sachkundiger Orientarchäologe, sondern verstand es als Mitglied der Regierungspartei ‚Einiges Rußland‘ auch, für seine Stadt und sein Land verhängnisvolle politische Verirrungen sowohl zu benennen als auch mehrfach effektiv abzustellen. Genauso verhielt es sich erfreulicherweise auch bezüglich des „Plans“ zum künftigen Zentrum Königsbergs: Der für das „Haus der Räte“ eingereichte Wettbewerbsbeitrag wurde zwar, neben zwei anderen Vorhaben, für einen Preis als „Bestes Projekt für den Öffentlichen Raum“ nominiert, vermochte aber letztlich die sachlich qualifizierten Ansprüche der Jury in keiner Weise zu erfüllen – ein Preis blieb daher verdientermaßen aus.



*Die Reste des Königsschlusses als „Sarkophag“ – ein Panoptikum des schlechten Geschmacks...
(Entwurf für den Wettbewerb Goldener Trezzini 2020, eingereicht von Architekt Temrjuk Borijew)*

Die Einreichung des auch in den neureichen Vereinten Arabischen Emiraten tätigen rußländischen Architekten **Temrjuk Borijew** sieht in ihrem diskutierbaren Anteil zunächst vor, daß das Haus der Räte architektonisch erhalten bleibt, aber seine Fassaden runderneuert und stilistisch „gestrafft“ würden – der Königsberger Sagal hatte sich vor fünf Jahren schon ganz ähnlich geäußert. Der neue „Zentralplatz“ à la Borijew soll dann aber in einen „multifunktionalen Raum mit zwei Ebenen“ umgewandelt werden, in denen neben allerlei simplistischem Alltagswerk auch ein hier merkwürdig deplatziertes Amphitheater nicht fehlen darf. Hinzu kommt eine Zurschaustellung der Fundamente des Schlosses unter einem Glas-„Sarkophag“. All dies erinnert nun gar zu sehr und noch dazu bis ins Detail an etliche frühere Wortmeldungen Alichanows und kann daher fast nur als eine direkte „Auftragsarbeit“ nach den Ideen des Gouverneurs verstanden werden. Eine Glasüberdeckung wie die hierbei ange-dachte funktioniert hervorragend für den Schutz von auf flachliegendem Gestein angebrachten Felsbildern im Hohen Norden Rußlands, wo solche Konstruktionen unlängst – übrigens mit technischer Hilfe aus Deutschland und auf Putins persönliche Weisung unter direkter Finanzierung durch den Kreml – zum Schutz des dortigen Welterbes aufgebaut wurden, nicht aber für ein historisches Bau-denkmal. Die vermeintlich „ambitionierten“ Ideen des Gouverneurs ergaben in ihrer Umsetzung letztlich eine erscheinungsbildlich ziemlich langweilige, im echten Leben rasch verschandelte und in der Summe überflüssige Allerweltsarchitektur mit dem fragwürdigen Charme eines Beton-Parkhauses, das in keiner repräsentierbaren Innenstadt etwas zu suchen haben würde – geschweige denn in einer Gebietshauptstadt, und noch dazu einer, die für ihren Staat einen solchen Schaufenstercharakter be-

sitzt wie die im Herzen Europas gelegene Pregelmetropole. Dieses Projekt würde nur allzu rasch selber zu einer architektonischen Leiche mutieren, deren Rolle man an sich dem preußischen Bauerbe zgedacht hat. Das Aufkommen einer volkstümlichen Bezeichnung der Königsberger Innenstadt wie „Alichanow-Wüste“ oder Schlimmeres bliebe dann nur eine Frage der Zeit, und eine Verwirklichung dieses peinlichen Planes wäre für Rußland eine Blamage ersten Ranges.



Die scheinbare Lauschigkeit en miniature im Zentrum der Anlage ist realiter auf Verfall ausgelegt (Entwurf für den Wettbewerb Goldener Trezzini 2020, eingereicht von Architekt Temrjuk Borijew)

Wenn sich die Gebietsregierung nicht völlig diskreditieren und Königsberg eine angemessene Neue Mitte verschaffen will, muß sie ihre zwar schon indirekt angekündigte, aber immerhin noch nicht explizit ausgesprochene Entscheidung für dieses Machwerk möglichst rasch zurücknehmen. Der Trezzini-Preis war zum Zeitpunkt von Alichanows Aussagen noch nicht einmal verliehen worden – dies geschah übrigens mit drei Tagen Verzögerung erst am 4. Dezember –, und gewonnen hat das Projekt dann aus einem nachvollziehbaren Grund eben nicht.

Dies eröffnet dem für höhere Aufgaben angedachten Nachwuchspolitiker Alichanow nun potentiell die Möglichkeit, sich gesichtswahrend aus der Affäre zu ziehen. Zu seinen Gunsten läßt sich dabei sogar anführen, daß die von ihm vorgebrachten Überlegungen ziemlich unausgereift und in sich wenig kongruent waren. Zuvor hatte er mehrfach die Idee vorgetragen, das erneuerte Gebäude wie ursprünglich gedacht für die Regierung zu verwenden, konnte sich aber zunehmend auch andere Nutzungen, etwa als Museum, vorstellen. Später kombinierte er diese Verwendungen. Im Gespräch mit „Klops“ äußerte er hingegen, daß die Oblast einen privaten Investor benötige, um das Projekt zu stemmen. Mit einem solchen sei er auch bereits im Gespräch. Damit kämen staatliche Nutzungen konventionell an sich nicht mehr in Betracht, es sei denn – und dafür spricht in seinen Äußerungen gegenüber „Klops“ leider einiges – es verbreitet sich auch in Königsberg das für die private Seite regelmäßig höchst einträgliche Geschäft mit der staatlichen Rückmietung von zuvor „privatisierten“ Bauwerken. In der Bevölkerung hätte man daher sicher kein Problem damit, wenn diese Verhandlungen zu keinem Ergebnis führen und der Gebietsregierung neue Chancen für eine Revision ihrer Überlegungen zufallen würden. Damit erhielte auch ein wie auch immer gearteter Wiederaufbau des Schlosses eine neue Chance. Alichanow könnte sogar damit argumentieren, daß die von ihm vorgeschlagenen Nutzungen als Ort rußländischer Kunst in einem „Haus der Räte“ keinerlei Möglichkeit zu einer Entfaltung hätten – und sie, da sich in den Plänen ja kein anderes hierfür irgendwie geeignetes Gebäude findet, ohne die Wiedererrichtung des Schlosses notgedrungen entfallen müßten. Kultureinrichtungen dieser Art stünden einem neuen Stadtzentrum nämlich in der Tat gut zu Gesicht, und sie paßten hervorragend in ein historisches Ensemble, dessen Geschichte überdies zahlreiche positive Bezüge nach Rußland aufweist – erinnert sei nur an den Moskowitersaal, den über lange Zeit größten derartigen Raum in ganz Deutschland, in dem das Krönungsbankett Friedrich I. stattfand und der infolge der Be-

suche Peters des Großen seinen heute bekannten Namen erhielt: Hieran ließe sich bestens anknüpfen!

Umgekehrt äußerte Andrej Tolmatschew, Leiter der für die gesamte Umgestaltung verantwortlichen Königsberger Entwicklungsgesellschaft, im Gespräch mit dem Radiosender der „Komsomolskaja Prawda“, daß er Alichanow die Einrichtung einer Bibliothek im Rätehaus vorgeschlagen habe. Architektonisch wäre gerade dieser Bau für eine Bibliothek in der Tat hervorragend geeignet, während er nicht nur den Erwartungen an ein Zentrum der Kunst, sondern gerade den von einer Regierung zu stellenden Ansprüchen in Sachen Informationssicherheit kaum genügen dürfte.

Skizze eines Vorschlags

Nach Ansicht des Verfassers dieser Mitteilung wäre es in der Tat zumindest eine Überlegung wert, einen Wiederaufbau des Schlosses nach den genialen Plänen des rußländischen Architekten Sarnitz zu erwägen. Anders als das inhaltlich verfehlte „Humboldt-Forum“ in der deutschen Hauptstadt hätte man hier die Chance, das eigene Gebiet in seinem „geographischen Mittelpunkt“ in sachlich und kulturell angemessener Weise zu würdigen, also die Natur- und Kulturgeschichte Ostpreußens museal darzustellen. Angesichts des gerade in Rußland verehrten vielleicht größten Sohnes der alten Kapitale wäre zudem an die Einbeziehung eines – warum nicht Russisch-Deutschen?! – **Immanuel-Kant-Zentrums** zu denken, das die weltweite Strahlkraft eines solchen Museums nochmals erhöhen würde. So erhielte das rußländische Königsberg endlich wieder ein würdiges Zentrum, das die Welt positiv beachten müßte und so ein eindrucksvolles Zeichen für die Kultur des Landes darböte!

Ein Blick zurück – und nach vorn?

Am selben Tag, dem 4. Dezember 2020, gab das Wirtschaftsportal „Nowyj Kaliningrad“ ein Gespräch des Königsberger Industriellen **Wladimir Schtscherbakow** mit dem lokalen Radiosender „Biznes FM – Kaliningrad“ wieder, indem sich dieser in höchst interessanter Weise zu den beiden Themenkomplexen „Haus der Räte“ und „Königsberger Schloß“ äußerte. Der 1949 geborene Sibirjake und Automobil-Spezialist war bereits am Ende der Sowjetzeit Mitglied im ZK der KPdSU und Stellvertretender Premierminister. Seit 1994 leitet er als Vorsitzender des Aufsichtsrats den für die Wirtschaft Russisch-Ostpreußens zentralen Königsberger Automobilhersteller **Awtotor**, der überdies zu den bedeutendsten Unternehmen in Rußland zählt. Seit 1999 werden hier Fahrzeuge u.a. der Marke BMW hergestellt. Er selbst habe das Haus der Räte einst persönlich kaufen wollen, ließ er wissen, dies aber wegen der vollständig fehlenden Baupläne schließlich bleiben lassen: Ein solcher Bau genüge nicht mehr den Zertifizierungsansprüchen der Gegenwart und lasse sich daher schlichtweg nicht vermieten. An einem Abriß dürfte man demzufolge wohl kaum vorbeikommen. Bezüglich des Königsberger Schlosses wußte er mitzuteilen, daß er selber in den 1990er Jahren dem mit ihm befreundeten BMW-Chef **Eberhard von Kuenheim** und „*seinem Vize namens Hartmann*“ – die beide aus Ostpreußen stammen und sich durchgängig positiv zu ihren Wurzeln bekannt hatten – vorgeschlagen habe, mit deren privatem und/oder Firmengeld und einem gewissen Beitrag aus seiner eigenen Tasche das Gebäude in seiner historischen Form wiederaufzubauen und zu einem Hotel umzufunktionieren, während das Haus der Räte abgerissen und als „*schlechter Traum*“ aus der Erinnerung verschwinden sollte.



*Hoffnungsträger für die Freunde des Schlosses:
Eberhard v. Kuenheim, geboren 1928 in Juditten und
bekennender Ostpreuße (oben), sowie sein Freund
Wladimir Schtscherbakow, Direktor von Awtotor
(Fotos: oben Eberhard von Kuenheim Stiftung, unten
Viktorija Loboda, CC BY-SA 4.0)*

An diesen Plänen sei damals auch die Stadtgemeinschaft Königsberg beteiligt gewesen. Als dies schließlich auch im Kreml bekanntwurde, sei **Alexander Woloschin**, damals Chef der russischen Präsidialverwaltung unter Boris Jelzin, an ihn herangetreten und habe im Namen des Präsidenten „mit drohendem Ton“ gefordert, dieses „Projekt“ zu beenden. Dem habe er sich im Interesse seiner eigenen Sicherheit nicht widersetzen können.

Der notorische Alkoholiker Jelzin hat durch den von ihm vollzogenen Ausverkauf seines Landes, aber auch durch seine antideutsche Politik Schäden verursacht, von denen sich Rußland noch in Jahrzehnten nicht erholt haben wird. Aus den Worten des intellektuellen Vordenkers der Königsberger Wirtschaft ist freilich indirekt abzuleiten, daß er das Vorhaben eines Wiederaufbaus damals aus vollem Herzen unterstützte – und das auch heute noch wohl kaum anders sehen dürfte.

Sollte es ihm gelingen, die bei BMW und in der bayerischen Wirtschaft unverändert einflußreiche Familie Kuenheim erneut für ein Engagement in Königsberg zu gewinnen, würde auch die Finanzierung des Schloßaufbaus in greifbare Nähe rücken. Für die alte Preußenkapitale könnte einer Verwirklichung dieses Vorhabens, ganz anders als im Falle des Alichanowschen Sarg-Projektes, rasch ein positiver Sog ausgehen, der die Entwicklung der Oblast in einer für alle Beteiligten erfreulichen Weise voranbringen dürfte.

Thomas W. Wyrwoll

(Dieser Text erschien erstmals als Aussendung des Archivs für Naturkunde des Ostens, Nachfolger der Physikalisch-Ökonomischen Gesellschaft, am 5. Dezember 2020.)

Nachtrag: Es bleibt bei einer russischen „Lösung“

Königsberg (Pr). Wollte Anton Alichanow noch im letzten Jahr Schwung in die Wiedererstehung eines echten Königsberger Stadtzentrums bringen, nehmen die Dinge jetzt offenbar doch wieder ihren eigenen, sehr russischen Lauf: Wie der Gouverneur, selber offiziell ausgewiesen als Vertreter der „Macht“ (wlast') in einem von seinem Leib- und Magenblatt „Nowyj Kaliningrad“ ausgerichteten sog. Streitgespräch mit einem „Vertreter des Volkes“, zitiert wird, werde man das „Haus der Räte“ wiedererrichten – und zwar allein für eine Verwendung seitens der Regierung. Die Pläne hierzu „beabsichtige“ man freilich erst im kommenden Jahr auszuarbeiten, sie umzusetzen gedenke man dann in gleicher Weise – vor allem – von 2024 bis 2025.

Demnach verschiebt sich doch wieder alles angeblich schon längst perfekt Zusammengereichte auf ein Datum, das in jedem Fall nach dem 300. Geburtstag Immanuel Kants 2024 und möglicherweise ziemlich nahe beim chronologisch noch unbestimmten St.-Nimmerleins-Tag liegt. Interessanterweise hat es der Pregel-Zar vermieden, persönlich zu diesem Gespräch zu erscheinen, so daß sich das bisher mit ihm eng verbandelte Blatt zu einer bloßen Übernahme einer äußerst kurzen Einlassung bei einem sonst „coronophilen“ Gespräch mit der staatlichen Nachrichtenagentur RIA Nowosti genötigt sah.

Deutlich weniger wortkarg als der Vertreter der Regierung gab sich sein Gesprächskontrahent **Alexander Kubasow**, ein Königsberger Architekt und in der Diskussion „Vertreter des Volkes“, der das „Haus der Räte“ zu einem zweitklassigen Beispiel des „Sowjetischen Modernismus“ erklärte und an seiner Statt eine wirklich moderne und funktionsfähige Architektur bevorzugte. Als beste Lösung hierfür erschien ihm just der Architekturpreisgewinner-Vorschlag Anton Sagals, den die Regierung „aus einem unbekanntem Grund“ nicht verwirklicht habe. Er wünscht sich den Aufbau eines geschichtsepochenübergreifenden „Königlichen Berges“ mit dem alten oder einem rekonstruierten Rätehaus sowie einem Archäologischen Park, der das deutsche „Alte Königsberg“ vom Schloß bis hin zur Stadt endlich wieder umfassend zu seinem historischen Recht kommen läßt. Neben der deutschen und der weitaus weniger flächenintensiven sowjetischen Zeit sei freilich auch ein den heutigen Bedürfnissen entsprechender Raum zu schaffen, den die Stadt dringend benötige. Solchen trefflichen Gedanken kann sich der Verfasser dieser Zeilen nur mit Nachdruck anschließen.

(TWW)

(Collage aus Königsberg-Kaliningrad-Kalender 2017/2018)



Kalenderblatt – der 13. August 1921 – 100. Todestag von Friedrich Heitmann



Am 13. August dieses Jahres ist es 100 Jahre her, daß der Königsberger Architekt und Baumeister **Friedrich Adalbert Eduard Heitmann** im Alter von nur 67 Jahren verstarb.

Geboren 1853 bei Münster, zeigte er schon früh ein Interesse für technische Zusammenhänge und trat eine Laufbahn als Architekt an. Verschiedene Stationen führten ihn nach Königsberg (Pr.), wo er ein Baubüro gründete und bald als Architekt von Rang galt. Ehrenamtliche Tätigkeiten in der öffentlichen Verwaltung der Stadt Königsberg ergänzten sein mannigfaltiges Wirken. Als überzeugter katholischer Christ schuf er viele Kirchenbauten in Königsberg und Ostpreußen, wovon vor allem die Herz-Jesu-Kirche in Allenstein, die Kirche St. Bruno in

Insterburg und die Katholische Kirche auf dem Oberhaberberg in Königsberg zu nennen sind. Für seine Kirchenbauten erhielt er von Papst Pius X das Ehrenkreuz Pro Ecclesia et Pontifice zum Dank.



*Katholische Kirche zur Heiligen Familie in Königsberg, heute Philharmonie Kaliningrad
(Foto: Jörn Pekrul)*

Daneben baute Heitmann viele weltliche Verwaltungs- und Privatgebäude, allen voran einen großen Teil des Villenviertels Amalienau, das auch heute noch seine architektonische Handschrift prägt.

Als deutscher Patriot und Christ war es ihm eine Pflicht, dem Land, das ihm so viele Möglichkeiten zur Entfaltung gegeben hatte, etwas zurückzugeben. Im Alter von 61 Jahren zog er als Freiwilliger in die Kämpfe des I. Weltkrieges und nahm u.a. an der Schlacht von Tannenberg teil. Die Verleihung des Eisernen Kreuzes II. Klasse würdigte diese Leistung. Doch sollte Heitmann bald Schweres bevorstehen: ein Herzanfall beeinträchtigte seinen Lebensweg und zwang ihn zum Rückzug von seinen Tätigkeiten. Lange Jahre der Krankheit folgten. Durch die aufopfernde Pflege seiner Frau und seiner Töchter versorgt, verstarb er am 13. August 1921.

Friedrich Heitmann wurde in einer feierlichen Zeremonie am 17.08.1921 auf dem katholischen Friedhof an der Dürerstraße in Königsberg-Amalienau beigesetzt. Dieser Friedhof liegt südlich von dem Luisen-Friedhof, welcher unmittelbar an den Hammerweg grenzt. Beide Friedhöfe existieren heute nicht mehr. Sie bilden stattdessen mit Gras- und Baumbewuchs eine Art „Grünes Zimmer“ im Westen der Stadt. An der Seite zum Hammerweg wurde 1999 die neue Auferstehungskirche errichtet, die zur Evangelisch-Lutherischen Kirche Europäisches Russland, Propstei Kaliningrad gehört. Die Kirche bietet Gottesdienste und Seelsorge in russischer und deutscher Sprache an und gehört seit Jahren zum festen Besuchsprogramm von den Gästen der Stadt.

Die Stelle des Heitmann-Grabes (*Foto rechts*) läßt sich heute nur noch erahnen. Es soll sich in einer der mittleren Baumreihen des Geländes befinden. Zur Erinnerung übergab uns die Familie ein Foto seines Grabsteines, der in einer modernen Steinarbeit gehalten ist und an einen „deutschen Baumeister“ gedenkt. Dieser Baumeister Friedrich Heitmann hat ein Werk geschaffen, das die Zeiten überdauert hat. Wie ein Ausrufungszeichen in der Silhouette der Stadt wirkt auch heute noch der Turm der Katholischen Kirche auf dem Oberhaberberg, sichtbar selbst noch von der Französischen Straße am Schloßteich aus. Die Kirche wurde nach längeren Umbauarbeiten in den 1980er Jahren als Kaliningrader Philharmonie wieder eröffnet. Die Orgel mit 44 Registern und 3.600 Pfeifen gilt als eine der besten ihrer Art und wurde selbst von den besten Organisten der St. Petersburger Akademien aufgesucht. Wer hier jemals ein Konzert erlebt hat, fühlt sich eins mit der Gemeinde, die in der Kraft der Musik immer wieder neue Hoffnung schöpfen kann.



Der katholische Friedhof Dürerstraße heute (Foto: Jörn Pekrul)

Lesen Sie zu Friedrich Heitmann auch unseren bebilderten, biographischen Artikel im PREUSSEN-KURIER Nr. 2/2020.

Text: Jörn Pekrul / Schwarz-Weiß-Fotos: Familienarchiv Galandi

Die ehemalige Reichsstraße Nr. 1 – eine europäische Handelsroute

Teil II – von Berlin nach Eydtkuhnen

Liebe Leser, im letzten Heft (Nr. 1/2021) hatten wir eine imaginäre Reise entlang der früheren Reichsfernstraße 1 begonnen, die bekanntlich von Aachen über Berlin und Königsberg bis an die damalige russische Grenze bei Eydtkuhnen führte. In dieser Ausgabe nehmen wir Sie mit auf den zweiten Teil der Reise von Berlin bis Eydtkuhnen.

Mit einer fulminanten Ansicht wollen wir den zweiten Teil unserer langen Reise auf der ehemaligen Reichsstraße Nr. 1 antreten. Begonnen haben wir im Frühjahr in Aachen und kamen dabei bis Berlin. Nun, da bald der Herbst vor der Türe steht, kehren wir in Richtung der heimatischen Gefilde. Die Erlebnissgeneration unter Ihnen, geschätzte Leserinnen und Leser, wird noch viele Zeugnisse der vertrauten Heimat vorfinden. Und vielleicht staunen, wie umsichtig sie über die lange Zeit erhalten oder entwickelt worden sind. Und die Bekenntnisgeneration der Nachgeborenen wird vielleicht beeindruckt sein von der Heimat ihrer Eltern und Großeltern.



Berlin, Konzerthaus

In **Berlin** verabschiedet uns das **Konzerthaus** auf dem **Gendarmenmarkt**. Der auf alten Stichen noch sichtbare Vorgängerbau brannte am 29.07.1817 aufgrund eines Unfalls während der Proben zu Schillers „Räuber“ vollständig aus. Der berühmte Baumeister **Karl-Friedrich Schinkel** erhielt am 19. November 1817 von **König Friedrich Wilhelm III** den Auftrag für einen Neubau, den wir hier sehen. Auf den Fundamenten des zerstörten Altbaus schuf Schinkel ein Meisterwerk. Ein Mittelbau mit Doppelgiebel, dazu zwei Flügel für Konzert- und Ballsaal, Restaurant und Küche sowie Wirtschaftsräume. Die Flächen genial ausgenutzt in einem ästhetisch überzeugenden Gebäude, das zu Recht als ein Meisterwerk des deutschen Klassizismus anerkannt ist. Heute werden hier klassische Musikaufführungen von höchster Qualität gegeben. Im letzten Jahr mahnten die rot beleuchteten Fenster, wie so viele kulturelle Einrichtungen im Jahr der Zwangspause: „*Vergeßt uns nicht!*“. Und das ist doppelt

richtig: Kultur, ob alleine oder unter Gleichgesinnten in öffentlichen Häusern: sie ist eine Lebensnotwendigkeit. Sobald es wieder möglich ist: auf in die Theater, Konzertsäle, Kammerspiele. Für die Künstlerschaft und für uns.

Auf dem Wege nach Osten wurde in Berlin auch eine Reminiszenz an Königsberg und andere ostdeutsche Städte geschaffen. Am früheren **Stettiner Bahnhof**, der heutigen S-Bahn-Station Nordbahnhof, sind alte Gleise in den Fußweg eingelassen. Sie zeigen die Richtung an, auf denen früher die Strecken verliefen. Der Endbahnhof ist durch eine Steintafel genannt, und da findet sich auch:

„Königsberg“.



Berlin, ehemaliger Stettiner Bahnhof, heute S-Bahn-Station „Nordbahnhof“



Erinnerung an das ehemalige Gleis nach Königsberg (Pr)

Doch auch manche Bausünde ist zu bemängeln. Die erfolgreiche Fertigstellung des wieder aufgebauten Berliner Schlosses mag nicht darüber hinwegtäuschen, dass nur einen Steinwurf entfernt die auch von Karl Friedrich Schinkel errichtete **Friedrichwerdersche Kirche** im Oktober 2012 geschlossen werden mußte. Die Schäden entstanden durch das Ausheben einer Baugrube für eine Tiefgarage eines großen Gebäudes mit Luxuswohnungen. Diese Nachbarschaft verdeckt seitdem die Kirche vollständig; ihre Besonderheit als Landmarke ist seitdem aus dem Stadtbild verschwunden. Wir wollen sie noch vor der Bebauung zeigen – ein repräsentativer Ziegelbau im Stile der Neogotik, der bei der Fertigstellung 1831 viel Beachtung fand.



*Foto rechts:
Friedrichwerdersche Kirche von Schinkel, 1831, vor der zeitgenössischen Rundum-Bebauung ab 2012*



In der **Karl-Marx-Allee** passiert die R1 ein Wohnbauprojekt aus den 1950er Jahren, das damals in einem Stilmix des Sozialistischen Klassizismus und der Preußischen Schinkelschule errichtet wurde. Am **Strausberger Platz** wird der Bezirk Friedrichshain erreicht, der in den letzten Jahren viele junge Menschen angezogen hat.

*Foto links:
Berlin, Strausberger Platz, mit Blick auf den Fernsehturm von 1969*

Berlin wird in Richtung der **Seelower Höhen** verlassen, wo am 16. April 1945 eine der schrecklichsten und sinnlosesten Schlachten des Zweiten Weltkrieges begann. Es war die letzte Hauptverteidigungsstellung außerhalb Berlins. Etwa 1 Million Soldaten der Roten Armee kämpften gegen 120.000 deutsche Soldaten. Der Verluste waren auf beiden Seiten sehr hoch – junge Männer aus allen Lebens- und Berufsschichten starben für einen Krieg, der längst entschieden war.

Sie hinterließen Frauen, Kinder, Familien, Freunde, wie schon so viele vor ihnen und nach ihnen. Auf deutscher Seite starben etwa 12.000 Soldaten, während auf sowjetischer Seite über 33.000 Gefallene zu beklagen waren. Schließlich durchbrach die 1. Weißrussische Front unter dem Befehl von Marschall Schukow in einem großangelegten Angriff die Stellungen der Heeresgruppe Weichsel der deutschen Wehrmacht. Der auch als „Schlacht an der Oder“ bezeichnete Großkampf bedeutete das Ende der deutschen Ostfront. Am 25. April war Berlin komplett eingeschlossen, und die Schlacht um Berlin erreichte ihren Höhepunkt. Eine Woche später war Adolf Hitler tot, zwei Wochen später war der Krieg in Europa beendet. An den Seelower Höhen wurde am 27.11.1945 ein Denkmal an die Schlacht errichtet, das in Verbindung mit einem sowjetischen Kriegsgräberfriedhof eingeweiht wurde. Die lokale Erinnerungskultur hat seither mehrfach gewechselt.



Landsberg an der Warthe, Am Bollwerk (Foto: Wikipedia)

Zentralmacht verfiel, gründete Markgraf Johann I. 1257 die Stadt Landsberg an der Warthe, um u.a. hier durch einen Flussübergang Einnahmen aus dem Fernhandel zu erwirtschaften. Die Siedler kamen aus den Gebieten des heutigen Brandenburgs, Niedersachsens und Nordrhein-Westfalens. Hier sind sie also zum Teil untergekommen; die Kinder, die der „Rattenfänger von Hameln“ in der alten Legende entführte.



Deutsch Krone, Rathaus (Foto: Wikipedia)

hier. 1773 kam die Stadt an Preußen, doch tiefe Veränderungen brachte der Erste Weltkrieg mit sich. Deutsch Krone wurde Grenzstadt, und die ersten Vertreibungen im nunmehrigen „Polnischen Korridor“ östlich der Stadt erforderten die Versorgung von 3.000 heimatlos gewordenen Menschen, deren

Über Küstrin wird die Stadt **Landsberg an der Warthe** erreicht. Das Siedlungsgebiet der späteren Neumark ist ein Beispiel für die Entwicklung der Landstriche, die sich bis zum Gebiet der Preußen hinzogen: frühgeschichtliche Besiedelung durch germanische Stämme, die nach der Völkerwanderung von slawischen Stämmen abgelöst wurden, welche ihrerseits um das 12./13. Jahrhundert deutsche Siedler anwarben, so wie im Falle von Landsberg durch den polnischen Herzog Leszek I. Als er 1227 starb und die polnische

Hinter Landsberg an der Warthe macht die alte Reichsstraße 1 einen Schwenk in nordöstlicher Richtung und erreicht **Deutsch Krone**; eine Kleinstadt, die etwa 130 km östlich von Stettin und 140 km südlich von Köslin liegt. Deutsch Krone wurde 1249 erstmalig in einer Urkunde erwähnt und erlebte in seiner Geschichte Kämpfe des Deutschen Ordens mit Polen um Ansprüche von Macht, Territorien und später auch des Glaubensbekenntnisses. Im 16. Jahrhundert lebten hauptsächlich Ackerbürger

Erstversorgung schwierig war. In den 1920er Jahren wurden mehrere Neubausiedlungen geschaffen, die diesen Menschen Obdach gaben.

Holen wir noch einmal das Buch aus dem Gepäck, das uns seit Beginn der Reise begleitet: die englische Autorin **Patricia Clough** lobt in ihren Erlebnisbericht „**Aachen Berlin Königsberg**“ (Deutsche Verlags Anstalt) das Gymnasium von Deutsch Krone und seine liebevolle Restaurierung im Jahre 2005. Eine exakte Wiederherstellung bis zu den Heizkörpern und, man staunt, selbst den Wandgemälden. Märchenfiguren mit Hänsel und Gretel und deutschen Sinnsprüchen in gotischer Schrift, die die englische Autorin verbindet mit einem Dank an die polnischen Denkmalschützer für die Erhaltung dieses deutschen Kulturgutes. Und so werden die Schüler wieder begleitet von Zeilen wie „Eine feste Burg ist unser Gott“ und „Morgenstund‘ hat Gold im Mund.“

Doch auch eine andere Episode aus der deutschen Literatur ist mit Deutsch Krone verbunden. Hierhin zog um 1867 das aus Westfalen stammende Ehepaar **Friedrich und Clara Löns**, da der Mann als Gymnasiallehrer eine Stelle anzutreten hatte. Eines ihrer Kinder, der Sohn **Hermann**, war da erst ein Jahr alt. Das Kind wuchs in der Natur heran, die hier durch die Ausläufer der weiten Wald- und Heidegebiete der Tucheler Heide reich an Eindrücken ist.

Hermann Löns wurde später als Heimatdichter fast ein Mythos, und sein Landschaftsideal war die Heide. Jedoch war es nicht die Heide aus Lüneburg, die ihn prägte, sondern die Jugenderinnerungen an die Heide in Westpreußen. Ein Gedenkstein an ihn steht heute noch am Ortsausgang entlang der R1, wenn auch leicht verändert.

(Abbildung rechts, Vorkriegsaufnahme;
Foto: www.alt-rehse.de)



Östlich von Deutsch Krone beginnt das historische Land der Kreuzritter. Fast jeder Ort und jede Stadt hatten hier eine Burg oder zumindest eine Kirche vom Deutschen Orden. Über **Konitz** wird die heute noch eindrucksvolle **Weichselbrücke von Dirschau** passiert, die für so viele Ostpreußen im Januar 1945 die letzte Rettung war vor dem immer näher kommenden Kanonendonner der nachkommenden Front.

(Abbildung links:
Links Straßen-,
rechts Eisenbahn-
brücke;
Foto: Wikipedia)

Heute verläuft die R1 südlich von Dirschau mit einer breiten Trasse über die Weichsel, sie benutzt die später gebaute **Kunzendorfer Brücke**. Schon nach wenigen Kilometern wird das „Tor von Ostpreußen“ erreicht – die mächtige **Marienburg** am Ufer der **Nogat**.



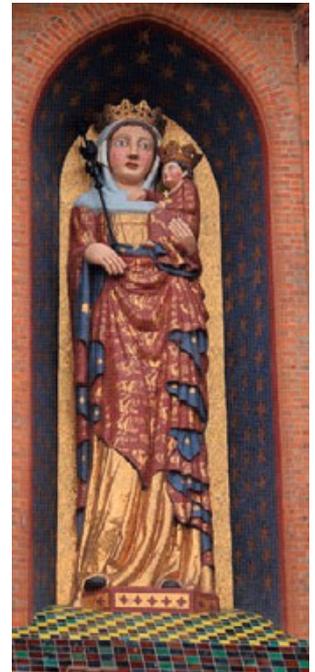
Die Marienburg (Landseite)



Der **Deutsche Orden**, ursprünglich als Feldhospital von Kaufleuten aus **Lübeck** und **Bremen** im Jahre 1190 bei der Stadt **Akkon** im Heiligen Land gegründet, verlegte seinen Sitz 1309 in diese Burg, die zwischen 1270 und 1300 errichtet wurde. Mächtig sind die Bauten, mächtig und doch filigran noch heute die Ausmaße der gesamten Anlage. Als Beispiel sei hier aus dem **Hochmeisterschloß** ein **Kreuzgang** gezeigt (*Foto links*). Achten Sie auf das **Einhorn**, das als Teil der mittelalterlichen Fresken auf dem Foto gut zu erkennen ist (*Pfeil und Kreis*).

In den letzten Jahren wurde die mittelalterliche Statue der **Maria** wieder errichtet, die im Krieg zerstört wurde. Man habe – so ist vor Ort zu hören – lange mit der Wiedererrichtung gezögert. Es gehe eine Sage um, nach der Ostpreußen so lange deutsch bliebe, wie die Maria in das ostpreußische Land schaue. Eine Zusammenarbeit polnischer und deutscher Initiatoren machte aus diesem Gegensatz ein „Gemeinsam“, und so läßt sich heute wieder dieses Kunstwerk bestaunen. Und ein Fazit ziehen: es geht nur gemeinsam. Alte Sagen können auch Unrecht haben.

Links: Kreuzgang Nordflügel im Hochschloß mit Einhorn als Deckenfresko



*links: Kapitelsaal des Hochschlosses mit Palmengewölbe
rechts: die wiedererrichtete Marienstatue (Foto: Thomas W. Wyrwoll)*

Weiterhin der Kapitelsaal im Hochschloss – gesehen in einem behutsamen Moment, in dem die Türe leise geschlossen wird und kein äußerer Eindruck die Wirkung des Palmengewölbes beeinträchtigt. Eine Baukunst, die einem heute noch den Atem verschlägt.



Ursprünglich verlief die Reichsstraße 1 zwischen der Marienburg und der nördlich daran vorbeiführenden Preußischen Ostbahn von Berlin nach Königsberg; dieser hübsche VW steht kurz vor dem Nogatufer, etwa 100 Meter vor der von 1920-1939 bestehenden früheren Grenz- und Zollkontrollstelle zwischen dem Freistaat Danzig und dem Deutschen Reich (Provinz Ostpreußen), deren Fundamente vor einigen Jahren noch gut zu erkennen waren, mittlerweile aber mit einem gastronomischen Betrieb überbaut sind; auf der Freifläche im Vordergrund stehen heute Ferienhäuser (Foto: Andreas Biesold)

Eine große Stadt liegt an der nächsten Station, und ein hoher Turm kündigt bereits an: wir kommen nach **Elbing**. Entstanden im Jahre 1237, als der Deutsche Orden unter dem Landmeister Hermann von Balk in der Nähe des Drausensees eine Festung errichten ließ. Die Stadt wurde noch im gleichen Jahr von Handwerkern und Kaufleuten aus Lübeck gegründet. Die Siedlung wurde rasterförmig angelegt und gruppierte sich um den späteren „Alten Markt“, der an dem großen Handelsweg zwischen Thorn im Süden und dem Samland im Norden gelegen war. Die Stadtpfarrkirche St. Nikolai entstand, wie auch die Liebfrauenkirche und ein Dominikanerkloster. Die Menschen, die das Gebiet in der Folge entwickelten, kamen hauptsächlich aus der Gegend um Lübeck, so daß Elbing als Schwesterstadt angesehen werden kann. Auf diesem Gebiet sollten in den kommenden Jahrhunderten tragende Ereignisse nicht nur der deutschen, sondern auch der europäischen Geschichte stattfinden.

Als freie Stadtrepublik war Elbing durch die Jahrhunderte immer wieder gefordert, sich in den Auseinandersetzungen der umgebenden Mächte zu behaupten. Als der Orden begann, sich in seinen Formen zu überleben; verlangten die wirtschaftlich stark und selbstbewußt gewordenen Stadtrepubliken nach mehr Freiheiten und begaben sich in Lehen der polnischen Krone. Ein Lehen war damals das vertraglich vereinbarte, erbliche Nutzungsrecht an einer fremden Sache. Im Gegenzug bekam der Eigentümer (in diesem Falle das Herzogtum Preußen) als Lehensgeber z.B. eine Schutzfunktion des Lehensnehmers. Dieses Konstrukt hatte sich in den vergangenen Jahrzehnten aus den Emanzipationsbestrebungen der Städte und Provinzen vornehmlich in Westpreußen gegenüber dem Deutschen Orden entwickelt. Die Grenzen der polnischen Lehnsherrschaft zeigten sich für Elbing und das Herzogtum – außerhalb des Heiligen Römischen Reiches gelegen – jedoch im Dreißigjährigen Krieg, den Nordischen Kriegen (einer supranationalen Auseinandersetzung um die Vorherrschaft im Ostseeraum) und einem Ausbruch der Pest im Jahre 1625. Es waren kumulierte Ereignisse in kurzer Zeit, die die Stadt vor existenzielle Herausforderungen stellte.



Elbing (Foto: polandforgolfers.uk.com)

Es bedurfte einer zeitgemäßen Anpassung des Lehens, die zumindest 1657 formal erreicht wurde. In diesem Jahr wurde im Rahmen des Zweiten Nordischen Krieges ein Separatfrieden zwischen dem polnischen König Johann II. Kasimir und dem brandenburgischen Kurfürsten Friedrich Wilhelm (der „Große Kurfürst“) im ostpreußischen **Wehlau** ausgehandelt. Darin erlangte der Kurfürst für das Herzogtum Preußen die volle Souveränität zurück. Sein Sohn, der Kurfürst Friedrich III. baute diese – damals fragile – Souveränität aus zum Königreich Preußen, das er 1701 durch Krönung zum ersten König in Preußen gründete. Als König nannte er sich Friedrich I. Die Anfechtungen für Elbing blieben –

Besetzungen durch schwedische Truppen (1703-1710), russische Truppen (1710-1712), sächsische Truppen (1712) und wiederum russische Truppen (1758-1762) folgten. Friedrich der Große unterstützte Elbing durch Steuererleichterungen, bis 1807 die nächste Katastrophe durch den Einfall Napoleons hereinbrach und die Stadt erneut forderte.

Im 19. Jahrhundert bestimmte die Industrialisierung das Leben. Durch die preußischen Reformen wurden Kräfte freigesetzt, die u.a. 1837 zur Entstehung der berühmten **Schichau-Werke** führten. Von 1840-1858 wurde der **Oberländische Kanal** angelegt. Eine weitere Erfolgsgeschichte schrieb die Firma **Franz Komnick und Söhne AG**, die 1906 in Elbing gegründet wurde und ab 1913 vornehmlich leichte und mittelschwere Lastkraftwagen und Omnibusse herstellte. In ihrer Blütezeit stellten etwa 2.000 Beschäftigte auch Pkw, Kraftschlepper und motorisierte Pflüge her.



Briefkopf der Firma Komnick aus Elbing (Foto: privat)

Im Zuge der Weltwirtschaftskrise geriet das Unternehmen 1930 in Konkurs und wurde von der **Büssing AG** übernommen, jedoch als eigenes Werk weitergeführt. Die Produktion endete am 23. Januar 1945 mit der Besetzung von Elbing durch die Rote Armee, wobei die meisten Mitarbeiter mit ihren Familien sich mit den letzten fertiggestellten Lastwagen und Omnibussen in Richtung Westen auf den Weg machten.

Der Firmengründer Franz Komnick erlebte dieses Ende nicht mehr. Er starb 1938; sein Grabstein ist heute noch in Elbing zu sehen.



Links: Werbeplakat der Fa. Komnick (Foto: aeftl.de) / rechts: Grabstein von Dr. Franz Komnick in Elbing (Foto: Erwin Vollerthun)

Elbing ist heute eine ruhige, beschauliche Stadt, die dennoch voller Betriebsamkeit ist. Die Katastrophen des 20. Jahrhunderts sind im Alltag nur spärlich zu bemerken – doch die Zeugnisse aus der preußisch-deutschen Vergangenheit bestimmen weiterhin das Stadtbild. Die Nikolaikirche wurde sehr schön restauriert und steht wie einst in voller Pracht am Elbingfluss. Die Altstadt wurde in teils modernen Adaptionen wieder aufgebaut. Und es ist kein Gerücht, sondern für die Elbinger eine Tatsache, dass die Stadt von ihren Kindern eben „Albing“ genannt wird. Man verbeugt sich davor angesichts der Anfechtungen, die diese Stadt und ihre Menschen im Laufe der Zeit immer wieder ertragen haben.

Südlich von Elbing beeindruckt noch heute der Oberländische Kanal, der mehrere Seen verbindet und auch die Städte Deutsch Eylau, Osterode und Elbing bis zum Frischen Haff. Mit einer Länge von 130 km ist es einer der längsten Kanäle in Ostpreußen. Seine Attraktion sind die fünf Rollberge. Die Schiffe werden von Standseilbahnen mittels Wasserkraft transportiert, die insgesamt einen Höhenunterschied von 99 Metern bewältigen. Ein technisches Meisterwerk von 1860.



Oberlandkanal: Ein Schiff wird auf einer Lore über einen Rollberg gezogen (Foto: Joachim Scheuring)



Frauenburg am Frischen Haff (Foto: Wikipedia)

Auf der R1 geht es weiter nach **Frauenburg**, das erstmals 1282 erwähnt wurde, und als Siedlung um das Domkapitel 1310 das lübische Stadtrecht verliehen bekam. Frauenburg wurde, wie Elbing, immer wieder in die Kriege des ausgehenden Mittelalters und der Neuzeit hineingezogen. Dem preußischen

Universalgenie Nikolaus Kopernikus, der in Frauenburg Domherr war und der sich auch als Arzt, Astronom, Kartograph und Mathematiker verdient gemacht hatte, widmete Agnes Miegel ein Gedicht.

Hierin heißt es sehr stimmungsvoll unter anderem: „[...] dann im schwererrungenen Frieden, geruhsam / Bei der Grillen Geschwirr in ernteduftender Nacht / Las ich aus unbeirrtem Wandel der Sterne / Trost des Bestehens über irdischer Schwachheit Vergehen / [...]. Sah im Gesicht mein Land immer wieder und wieder / Von des Kriegssterns flammender Fackel verheert / Sah ihn verlodern – und über Steppe und Sümpfen / Neu des Morgensterns tröstende Klarheit stehn,---“ Ein ganzes Panorama wird mit diesen wenigen Zeilen geschildert.



Eine Schwester- und Konkurrenzstadt von Frauenburg ist **Braunsberg**, das bereits 1254 als Stadt gegründet wurde. Doch hier wurde schon in der Zeit vor dem Deutschen Orden der Handel über die Ostsee betrieben. Grund ist der Fluss **Passarge**, der auf dem Preußischen Landrücken nördlich von Hohenstein entspringt. Westlich von Wormditt nimmt die Passarge noch die Flüsse **Drewenz** und **Walsch** auf, bis sie nach 136 km Braunsberg erreicht. Von hier aus sind es nur noch 9 km bis zum Frischen Haff.

Braunsberg hat unter anderem eine mächtige Katharinenkirche aus dem 15. Jahrhundert (*Abbildung links, Foto: Wikipedia/Jan Mehlich*). Das Gebäude wurde mehrfach durch Kriegseinwirkungen beschädigt und immer wieder aufgebaut, die letzten Arbeiten wurden 1986 beendet. Die Glocke von St. Katharinen wurde im Großen Nordischen Krieg von 1700-1721 von polnischen Truppen zerstört. Es erfolgte ein Neuguss aus dem Material der alten Glocke, der 1726 vollendet wurde. Der Klang dieser Glocke hatte Napoleon 1812 derart begeistert, dass er sie nach Frankreich mitnehmen wollte.

Die kommenden Ereignisse hinderten ihn daran. Die Glocke blieb in Braunsberg, doch sie war 1942 erneut gefährdet. Im Zuge von Metallsammlungen wurde sie konfisziert und zum Glockenfriedhof nach **Hamburg** gebracht. Die Verbringung bewahrte sie vor der Vernichtung bei den Kämpfen um Braunsberg 1945, und auch eine Einschmelzung blieb ihr erspart. Sie kam stattdessen nach **Aachen**, wo sie auch heute noch in der **Neuen Benediktinerabtei Kornelimünster** über die Lande klingt.

Aachen – dort begann auch unsere lange Reise. Und wir erkennen am Beispiel der Glocke von Braunsberg, wie verwoben die Ereignisse miteinander sind. Auf der R1 haben wir von Aachen bereits 1.286 km bis Braunsberg zurückgelegt.

Nun erreichen wir den letzten Abschnitt. „Naer Oostland willen wij rijden“ – nach Ostland wollen wir reiten – hieß es auf einer Erinnerungs-Plakette, die 1925 aufgelegt wurde. Hinter der kleinen Ortschaft Heiligenbeil, das im Zweiten Weltkrieg Kampfgebiet einer der letzten Kesselschlachten des Krieges wurde, kündigen immer größere Ladekräne eine Hafenstadt an. Es wird **Königsberg** (Kaliningrad) erreicht. Und hier ist es – das Haus, das dem Archiv im fernen Duisburg so ähnlich sieht.



Es ist das Lagerhaus im Hafenbecken III, dem Freihafen. Fast parallel dazu führt die R1 von Südwesten her in die Stadt hinein. Die Stadt scheint vor Leben zu bersten.



Königsberg: das Lagerhaus im Hafenbecken III



Der Königsberger Hafen heute (Foto: Russian Business Guide, Mai 2018)

Als Reminiszenz an die berühmten Sackträger im Königsberger Hafen schuf der Königsberger Künstler **Georg Fuhg** im Jahre 1956 eine Miniatur aus keramischem Material, die wir hier zum ersten Male der Öffentlichkeit zeigen. Obwohl nur 20 cm hoch, zeigt der Arbeiter in seinen Gesichtszügen ein Abbild, das eine Alltagsszene im Königsberger Hafen für immer festgehalten hat.

(Foto rechts)

Die Skulptur übergab uns die Tochter des Königsberger Künstlers Georg Fuhg, Frau **Dorelise Putzar**, geb. 1929, bei der wir uns herzlich bedanken.

Königsberg hat sich in den letzten Jahren beeindruckend entwickelt. Als Beispiel sei die **Burgschule** in der Lehndorfstr. 8-10 genannt, heute die Schule Nr. 1 in Kaliningrad. Sie wurde 1927 als Schule für Jungen gebaut. Die Mittel waren damals knapp, doch die Architektur überzeugt bis heute. Angelehnt an die Ordensbauten, ruht das Gebäude auf einem Granitsockel, dem rote Hartbrandsteine und rote Dachpfannen folgen. Ein mächtiger Turm bildet das Gelenk zwischen Haupt- und Seitenflügel.

(Foto unten)



Die Burgschule in Königsberg, heute Schule Nr. 1 in Kaliningrad

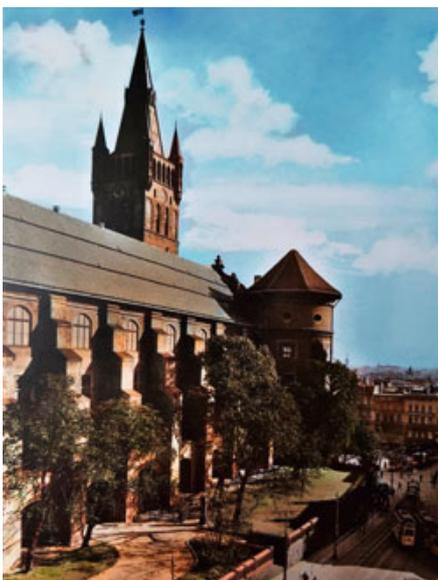
Über dem Eingang befanden sich die Portraitbüsten großer Ostpreußen: **Nikolaus Kopernikus, Immanuel Kant, Johann Gottfried Herder** und **Lovis Corinth**. Im Furor des Nachkrieges wurden diese Büsten zerstört. Doch 2020 wurden sie neu angefertigt dank einer Spende des Kaliningrader Unternehmers **Pavel Naumov**, der als Kind auch auf diese Schule ging. Der Künstler **Andrej Schevtzow** gestaltete die Nachbildungen, für die die Stadtgemeinschaft Königsberg (Pr) in Duisburg vor einigen Jahren behilflich sein konnte.



Vier ostpreußische Geistesgrößen an der Burgschule

Und so werden die russischen Schüler heute von vier ostpreußischen Geistesgrößen begleitet, deren Anregungen, so meint der Autor, auch mancher Schule in der Bundesrepublik Deutschland gut zu Gesicht stehen würden.

Ein anderes Beispiel ist der **Schloßplatz** in Königsberg. Die Fundamente des Westflügels am Gesekusplatz wurden vor drei Jahren freigelegt. Hier war sie: die **Schloßkirche** und darüber der **Moskowitzersaal**. Ein Blick auf das Areal zeigt den Standort des Schlosses an; und wie man sieht: das **Rätehaus** aus der sowjetischen Zeit steht nebenan. Früher war auf dem Grundstück des Rätehauses das Gebäude der dem Schloß benachbarten **Reichsbank**.



Links: historische Westseite des Königsberger Schlosses am Gesekusplatz (Foto: maxpreuss.ru) / rechts: Königsberger Schloßplatz, Blick nach Osten mit unvollendetem Haus der Räte



Doch auch bei den unauffälligen Gebäuden aus deutscher Zeit findet sich manche Preziose. In den späten 1920er Jahren entstand an der Ecke Lawsker Allee/**Adalbertstraße 10** ein Mietshaus mit 8 Wohneinheiten im Stil der Neuen Sachlichkeit (*Foto links*). Der Bauherr war **Karl Zeich**, der in der **Tragheimer Pulverstraße 5a** ein Dachdeckungsgeschäft mit einer Bauwaren-Großhandlung besaß. In dem Gebäude

wurde in neuerer Zeit ein Ärztehaus untergebracht. Das Haus wurde jedoch mit der Zeit baufällig; und 2020 wurde der Abriß beschlossen. Doch die Kaliningrader, stets aufmerksam im Erhalt um das kulturelle Erbe Königsbergs, starteten eine Unterschriftensammlung. Sie hatte Erfolg. Im Frühjahr 2021, während wir noch im Westen Deutschlands auf dem ersten Teil unserer Reise waren, brachte das Nachrichtenportal newkaliningrad.ru die gute Nachricht: Die Behörden Kaliningrads ziehen mit! Und die Gebietsregierung stellt die Mittel für die architektonischen Planungsarbeiten zur Renovierung bereit. Der Gouverneur höchstpersönlich, der um die Stadt verdiente Wirtschaftsfachmann, Herr **Anton Alichanow**, sagte dieser Meldung zufolge sogar den Erhalt des Gebäudes als Ärztehaus zu. Es sind Nachrichten wie diese, die auch die auswärtigen Freunde der Stadt erfreuen.

In der Fachliteratur besteht heute Uneinigkeit, wo genau die R1 in Königsberg entlang lief. Als sicher gilt der Stadteingang am Brandenburger Tor. Ab dort wird die Streckenführung über die **Reichsbahnbrücke** bis zum **Hansaplatz** vermutet. Das würde bedeuten, daß die R1 von dort über den **Litauer Wall** verlaufen müsste, um dann auf dem **Waisenhausplatz** in **Sackheim** nach Osten abzubiegen.

Es wäre eine Umfahrung der Innenstadt entlang des **Wallrings**. Andere Erinnerungen verorten den Verlauf der R1 über **Alter Garten** die **Langgassen** entlang, um dann vor dem Schloß den Weg über **Altstadt**, **Münchenerhofplatz**, **Lutherstraße** und **Katholische Kirchengasse** den **Sackheim** entlang zu führen. Dieser Verlauf wird durch einige alte Karten bestätigt. Doch spätestens auf dem Weg nach Osten wird große Menschheitsgeschichte auf der R1 spürbar.



Königsberger Trias von Dom, Stoa Kantiana und Herzog-Albrecht-Denkmal

Der Krieg währte schon zu lange. Und nun stand der Diktator am Fenster des Königsberger Schlosses und schaute nach draußen, wo sich seine Regimenter für den Überfall auf Russland sammelten. Den damaligen Polizeichef von Königsberg, **Johann Theodor Schmidt**, beschlich eine ungute Vorahnung. Er wußte von der Launenhaftigkeit; und von der Unberechenbarkeit seines Chefs. Halb Europa hatte er bereits unterworfen. Verwüstungen und Leid auf der Blutspur, die er hinterlassen hatte. Und immer noch war seine Raubgier nicht gesättigt. **Napoleon Bonaparte!**

Der französische Kriegsherr brach von Königsberg aus nach Russland auf, und er hatte im Schloß Quartier genommen. Das zuerst von ihm requirierte Domizil der preußischen Königsfamilie, das Landhaus in **Luisenwahl**, hatte er verächtlich von sich gewiesen. Die Chroniken berichten, daß er „befremdet“ darüber war, daß eine königliche Familie in solch einem bescheidenen Hause ihr Domizil nahm.

Über die Tragödie des Russlandfeldzuges hat **Arno Surminski** ein ergreifendes Buch geschrieben. Es trägt den Titel „*Von der Memel zur Moskwa*“ und erzählt in beeindruckender Detailtreue die Geschichte eines ostpreußischen Bauernsohnes, der den Verführungen nach Ruhm und Glanz in der napoleonischen Armee erliegt. Ein sprachgewaltiges Panorama macht uns Heutigen diese Zeit zum Greifen nahe. Der Königsberger Polizeichef berichtet in seinen Erinnerungen, daß die Kolonnen auf ihrem Weg nach Russland nicht mehr „*Vive l'Empereur*“ riefen. „*Düstern und schweigend, Verdruß in allen Zügen*“ – so begann der Marsch im Juni 1812. Preußen war da schon ausgeblutet und ausgezehrt, und mußte dennoch die Verpflegung des französischen Heeres sicherstellen – eine persönliche Rache Napoleons dafür, daß das unterworfen Land hinter seinem Rücken eine heimliche Allianz mit Russland eingegangen war.

Sechs Monate später kehrte die „Grande Armée“ auf dieser Straße wieder zurück. Geschlagen, geschrumpft, die einst so hochmütigen Truppen auf das Maß der Kreatur reduziert. Und in der Nacht zum 4. Januar 1813 verschwanden Napoleons Mannen fast unbemerkt aus Königsberg. Die Russen ihnen hinterher. Ein öffentlicher Aushang beruhigte die Königsberger: der Boden werde „*blos in Ausführung der nothwendigen Operationen gegen den fliehenden Feind*“ betreten. Es waren freundschaftliche Worte des Nachbarlandes Russland, das nach Wiedererringung seiner Unabhängigkeit auch diejenige Preußens „*gemeinschaftlich mit Euch*“ wieder herstellen wollte.

Hinter Königsberg führt die R1 in den Vorort **Arnau**. Hier ist das Gelände weit und auch die alten Bäume sind nicht mehr vorhanden. Die Straße ist verbreitert worden. Kurz vor Arnau ist in den letzten Jahren eine große kardiologische Klinik für das Kaliningrader Gebiet entstanden. Auch haben sich rund um den Lauther Mühlenteich neue Ein- und Mehrfamilienhaussiedlungen entwickelt. Bei der Fahrt über Land fällt auf, wie sehr sich die landwirtschaftliche Nutzung des Gebietes in den letzten Jahren vergrößert hat. Überall entlang der R1 ist ein emsiges Treiben zu beobachten. Die R1 führt nördlich an **Tapiau** vorbei, das 1351 als Errichtung einer Ordensburg erstmalig erwähnt wird. Tapiau wurde bei Kriegsende 1945 nur wenig zerstört und gibt heute noch einen Eindruck von einer typischen Kleinstadt im nördlichen Ostpreußen.



Tapiau: Marktplatz heute

Hier wurde auch 1858 der große deutsche Impressionist **Lovis Corinth** geboren (Abbildung rechts: *Lovis-Corinth-Briefmarke aus dem Jahre 1975 [Foto: Deutsche Bundespost Berlin]*). Seine ersten „Modelle“ hatte er direkt vor seinem Geburtshaus. Von der Veranda fiel sein Blick auf Pferde, Kühe, Schweine und das Geflügel. „*Der Hof war damals meine Welt*“, so schrieb er später.

Mit 8 Jahren ging Lovis Corinth zum Lernen nach Königsberg auf das **Kneiphöfische Gymnasium**. Spätere Stationen seines Lebens waren **München, Antwerpen, Paris** und schließlich **Berlin**. Als Mitglied der „Berliner Secession“ wurde er einer der führenden Vertreter der deutschen Kunst. Seine Bindung an seinen Heimatort Tapiau, den er oft besuchte, hat er nie verloren.

Das Geburtshaus von Lovis Corinth war seit Jahren leerstehend und baufällig; am Ende stürzte das Dach ein. Bis Februar 2021 erfolgte der Wiederaufbau, worüber der russische „Königsberger Express“ berichtete. Alsdann soll das Haus als Filiale des Kaliningrader Museums der Bildenden Künste (= die ehemalige **Königsberger Börse**) für das Publikum öffnen und grafische Arbeiten von Lovis Corinth beherbergen. Man kann dieser Nutzung nur höchstes Lob aussprechen und beste Wünsche zum Gelingen des Vorhabens überbringen.



Tapiau: Geburtshaus von Lovis Corinth (Foto: www.gov39.ru -KE-)

Ein anderes Lob nach Tapiau werden viele Leserinnen und Leser nachvollziehen können: es gehe an den Familienbetrieb **Wiersbitzki**, dessen Destillerie uns auch heute noch heimatliche Geister in Form von Likören und Spirituosen nach original ostpreußischen Rezepten näherbringt. Der Betrieb wurde 1822 in Tapiau gegründet und führt heute seine Tradition in **Ahausen-Eversen** in Niedersachsen unverändert fort.

Die Nachbarstadt **Wehlau** wurde bekannt durch ihre großen Pferdemärkte, die jährlich im Juli stattfanden und einen Auftrieb von bis zu 10.000 Pferden hatten. Wehlau hat im Kriege sehr gelitten und seine Altstadt fast vollständig verloren.

Entlang der Strecke bietet sich ein Panorama der heutigen Kaliningrader Oblast, dem nördlichen Ostpreußen. Die 1336 vom Deutschen Orden errichtete Festung „*Insterburg*“, damals zum Ausgangspunkt der Feldzüge gegen Litauen errichtet, wurde Komtursitz und ab 1347 Amtssitz eines Pflegers. Die Burg wurde 1525 unter Herzog Albrecht säkularisiert. In der Umgebung ließen sich evangelische Glaubensflüchtlinge aus Litauen nieder, weswegen man diesen östlichen Teil Ostpreußens auch über eine lange Zeit „Preußisch-Litauen“ nannte, obwohl er natürlich kein Bestandteil des Nachbarlandes war. Die Siedlung, die an der Burg entstanden war, bekam 1541 das Marktrecht und wurde vom Markgrafen Georg Friedrich am 10. Oktober 1583 zur Stadt erhoben. Die Buchstaben G. und F. wurden Bestandteil des Stadtwappens.

1689 verstarb in **Insterburg** die Pfarrerswitwe **Anke von Beilstein**, die in jungen Jahren als „*Ännchen von Tharau*“ besungen wurde – ein unvergängliches Gut des deutschen Liedes. Sie ist auch vor Ort unvergessen, und einmal in Insterburg, lohnt es sich, ihren Gedenkstein aufzusuchen.

Gehen Sie an der Ostseite des Alten Marktes (die weite Fläche erinnert schmerzlich an die zerstörte Lutherkirche) durch einen der beiden gotischen Durchlässe. Dann auf der bekannten Bogenbrücke über die **Angerapp**. Auf dem Feldweg nach rechts und dann der Biegung nach links folgen. Die Angerapp schlängelt sich hier durch eine Senke, die reizend anzusehen ist; es erinnert an die Ilm in Weimar. Nach etwa 100 m haben Sie den Gedenkstein erreicht.



(Foto rechts)

Eine Gelegenheit, innezuhalten und die Eindrücke auf sich wirken zu lassen. Im weiteren Verlauf des Weges wird die Straße **Am Pregeltor** erreicht und führt rechts auf die Chaussee nach **Georgenburg**.

Ein Tipp: gehen Sie stattdessen nach links entlang zum Schloß mit dem Teich und in die Innenstadt zurück mit seiner interessanten Geschichte. Eine Säule steht dort noch mit einer Reiterfigur und einer Widmung aus dem ersten Weltkrieg:

„*Das lithauische Ulanen-Regiment No. 12 seinen gefallenen Kameraden*“.

(Foto rechts: Ulanen-Denkmal)



Bis zum 19. Jahrhundert entwickelte sich Insterburg zu einer repräsentativen Kleinstadt. Als Beispiel sei hier die 1898 in der Wilhelmstraße für den Kaufmann **Hermann Czibulinski** errichtete Villa genannt. Später zeitweise als

Bürogebäude genutzt, wurde sie 1960 zu einer Musikschule für Kinder umgewidmet. In dieser Zeit wurde auch eine Statue des Komponisten **P. I. Tschaikowsky** vor dem Haus aufgestellt.



Die frühere Villa Czibulinski in der Insterburger Wilhelmstraße beherbergt heute eine Musikschule

Die katholische Kirche St. Bruno von Friedrich Heitmann oder die ehemalige reformierte Kirche von Friedrich Adler werden schon lange wieder als Gotteshäuser genutzt. Die reformierte Kirche stellte in dunkler Zeit ihre Räume der Bekennenden Kirche zur Verfügung, was Hans Graf von Lehndorff in seinem Buch „Meine Insterburger Jahre“ eindrucksvoll beschreibt. Insterburg ist heute eine sehr schön renovierte Stadt, die einen Besuch lohnt.



Die Reformierte Kirche in Insterburg heute

Das gleiche gilt für das nachfolgende **Gumbinnen**, das im Zuge des Besiedlungsprogramms durch Friedrich Wilhelm I bereits am 24.05.1724 zur Stadt erhoben wurden. Ab 1732 entwickelte sich Gumbinnen zum Zentrum der **Salzburger Exulanten**. Mit dem **Salzburger Hospital** und der 1752 errichteten **Salzburger Kirche** wurden Traditionen geschaffen, die den noch kommenden Erschütterungen der Zeit widerstehen sollten und bis heute Bestand haben.

Gumbinnen ist heute, wie Insterburg, eine sehr schön hergerichtete Stadt und ein lebendiges Zentrum im Osten der heutigen Kaliningrader Oblast.



links: die Bismarckstraße in Gumbinnen heute / rechts: der Elch von Gumbinnen, 1911, Künstler: Ludwig Vordermayer und gegossen bei Fa. Noack, Berlin-Friedenau



Friedrichschule in Gumbinnen

Dazu beherbergt die Stadt ein einzigartiges kulturelles Kleinod: den Kant-Chor, der von Laien gegründet wurde und sich unter der hervorragenden Leitung von Frau **Tatjana Matweewa** zu einem unvergleichlichen Klangkörper entwickelt hat. Jedes Mitglied der Damen und Herren entfaltet auf der Bühne eine Kraft, die den Liedern eine Seelenstimmung gibt, die den ganzen Menschen zu vereinnahmen mag. Worum man sich so oft ergebnislos bemüht – hier geschieht es ganz von selbst: der Kontakt vom Ich zum Du, von Mensch zu Mensch, von Herz zu Herz – verbunden durch die Macht der Musik.



Der Kant-Chor in der Salzburger Kirche in Gumbinnen

Mit diesen Eindrücken wollen wir die letzten Kilometer auf der alten Reichsstraße 1 antreten. Nach Süden geht der Abzweig zum ehemaligen Gestüt **Trakehnen**. Wir bleiben auf der R1 und erreichen das 1722 gegründete **Stallupönen**.



Die Ortsmitte von Stallupönen heute

Interessant sind hier einige alte Gebäude im Stile der sogenannten **Heimatschutzarchitektur**, die nach dem ersten Weltkrieg aufkam. Es wurden lokale Baustoffe verwendet, mit denen sich die Häuser in die Kulturlandschaft eingliedern sollten. Die Häuser wurden ab 1915 – nach den Zerstörungen im I. Weltkrieg – gebaut.



„Nachhaltiges Bauen“ im Stil der Heimatschutzarchitektur, hier in Stallupönen, ca. 1915

Auf dem Marktplatz in Stallupönen steht an der R1 ein alter Stein in der Form eines Zylinders. „**18 Meilen bis Königsberg**“ ist in deutscher Sprache darauf zu lesen. Eine preußische Meile beträgt nach **Friedrich Wilhelm Bessel** (1784-1846), Professor an der Albertina, 7.420,44 Meter. Nach Königsberg sind es von hier aus knapp 134 km.



Und in östlicher Richtung verlaufen die letzten 12 km der alten Reichsstraße Nr. 1 sehr unspektakulär. Ein flaches Land mit einer unendlich wirkenden Weite unter einem Himmel, der wie das Dach einer Kathedrale seine Erde zu beschützen scheint. In der Grenzstadt **Eydtkuhnen** endet die einstmals längste Straße Deutschlands. 1.392 km sind wir nun vom anderen Ende der R1, am Stadtrand von Aachen, entfernt.

Links: Ein Adebar in Ostpreußen unweit der R1

Heute sind, als Ergebnis des letzten Krieges, nur noch wenige Häuser in Eydtkuhnen erhalten. Die hiesige Grenze ist nach der spanisch-portugiesischen Grenze die zweitälteste in Europa. Wo einen früher die deutsche Fahne verabschiedete und die russische Fahne begrüßte, weht heute die russische Fahne beim Abschied nach und es empfängt die litauische. Ohne, daß sich auch nur ein Grenzstein verändert hätte. Eine Welt wurde auf den Kopf gestellt.

Unweit einer modernen Grenzanlage gibt es noch den alten Teil der R1. Das Kopfsteinpflaster führt zu einem Zaun und endet im gut abgesicherten Niemandsland. Der Blick geht in die Ferne auf die heute litauische Seite.



Wohnsiedlung in Eydtkuhnen

Darf ich Sie zum Abschluß unserer langen Reise zu einem Gang in die Ruine der Kirche von Eydtkuhnen mitnehmen. Es ist ein neoromanischer Bau, der nach den Plänen des Berliner Architekten und Baurates **Friedrich Adler** im Jahre 1889 eingeweiht wurde. Viele jüdische Mäzene gaben Mittel

zum Kirchenbau, woran heute noch der **Davidstern** an den Außengiebeln erinnert – damals auch ein Zeichen, dass sich die Gemeinde in die christliche Mehrheitsgesellschaft assimiliert hatte.



links: Eydtkuhnen, Kirche von 1890, Vorkriegsaufnahme (Foto: Wikipedia)
rechts: Eydtkuhnen, Kirchenruine, Nordseite 2014



Die Kirche von Eydtkuhnen heute

Heute existieren von dieser Kirche nur noch die Außenmauern. Um hineinzukommen, muß man sich einen Weg durch hochgewachsenes Gras bahnen. Lange schon wurde hier kein Gottesdienst mehr gehalten. Inzwischen dürften der Eingang und die Fenster aus Sicherheitsgründen geschlossen worden sein. Eine Ruine; die spricht – über den Verlauf der Zeit und über die Vergänglichkeit des irdischen Seins.

Doch die Straße selbst, die alte Reichsstraße Nr. 1 – sie hat im Wechsel der Zeiten immer wieder bewiesen, daß auf eine Vergänglichkeit ein neues Leben folgt. Menschen haben einander bekämpft; Menschen haben einander Frieden geschlossen. Wir haben auf der langen Reise von den Höhen des menschlichen Schaffens erfahren, aber auch von den Tiefen, in die dieses

Schaffen fallen kann, wenn es nicht durch übergeordnete Kräfte in den Bahnen der Vernunft gehalten wird.

Der große Weltweise aus Königsberg, **Immanuel Kant**, wußte, was „das Leben für einen Wert habe, wenn dieser bloß nach dem geschätzt wird, was man genießt: es sinkt unter Null. Es bleibt also wohl nichts übrig als der Wert, den wir unserem Leben selbst geben durch das, was wir tun.“

Und er gibt auch einen Hinweis auf die Kraftquelle: „Der Geist Gottes ist das, was den moralischen Gesetzen bewegende Kraft gibt, also ein inneres moralisches Leben, das gar nicht nach Naturgesetzen möglich ist. Alles moralisch Gute in uns ist Wirkung des Geistes Gottes.“

Diese Worte entstanden hier; in Ostpreußen. Auch für Menschen, die sich entlang der Strecke der alten Reichsstraße 1 und an den Wegen, die zu ihr oder von ihr führen, in ihren jeweiligen Leben behaupten müssen. Diese Erkenntnis ist das Destillat der großen Errungenschaften abendländischer, europäischer Entwicklungen, die in der Renaissance begannen und mit der Entwicklung der Aufklärung von Königsberg aus in die Neuzeit mündeten.



Die letzten Meter auf der alten Reichsstraße Nr. 1, im Hintergrund die alte deutsch-russische Grenze

Und es waren Handel und Wandel, das große „Gemeinsam“, das den Menschen ein Fortkommen und eine Entwicklung ermöglichte. Eine Welterfahrung, die Grenzen und Kulturen und Zeiten überwunden hat und die durch viele Begebenheiten entlang der langen Strecke der alten Reichsstraße 1 immer wieder neu bestätigt wurde und auch weiterhin bestätigt werden wird.

Text und Fotos, soweit nicht anders bezeichnet: Jörn Pekrul

Liebe Leser,

wenn Ihnen der zweiteilige Beitrag über die Reichsstraße 1 gefallen hat, dann haben wir noch ein besonderes „Bonbon“ für Sie:

Dieser Artikel wird zu einem Sonderdruck zusammengefaßt und ein wenig ergänzt, in einer Sonderausgabe des PREUSSEN-KURIER nachgedruckt und kann bei uns bestellt werden.

Sie können das Sonderheft, das eine besonders ansprechende Aufmachung erhalten wird und daher auch gut als Geschenk für Freunde, Förderer und besondere Funktionsträger geeignet ist, per E-Mail bestellen über info@low-bayern.de oder bei **Rainer Claaßen, Birkenring 3, 97618 Wülfershausen (Saale)**. Bitte geben Sie stets Ihre vollständige Adresse und die gewünschte Anzahl von Heften an!

Der Versand des Sonderheftes wird **Ende Oktober** beginnen; für unsere Unkosten bitten wir die Besteller nach Erhalt höflich um eine angemessene Spende. **Vielen Dank einstweilen Ihnen allen!**

Ihre Schriftleitung

Deutsche in der Heimat 8: Der neue Mittelstand

Wie eine deutsch-kaschubische Familie aus dem Nichts heraus mehrere gutgehende Betriebe aufbaute – und dabei zu ihren Wurzeln zurückfand



Ein romantisches Refugium (nicht nur) für Freunde des historischen Blechs findet man unweit von Danzig in der Gemeinde Zuckau (Westpr): die Erbauer und Besitzer vor ihrem Museum

Pempau, Gde. Zuckau, Lkr. Karthaus (Westpr). Früh, wenn – nein, nicht wenn die Hähne kräh'n, sondern wenn die Kaffeetassen klappern, ist der Chef bereits im Hause unterwegs. Zenon Suchetzki überprüft, ob alles in Ordnung ist, bevor er die Frühstücksvorbereitungen überwacht, mit denen seine Leute in Küche und Frühstücksraum beschäftigt sind. Die ersten Gäste müssen früh aus dem Haus: Monteure, die auf den zahlreichen Großbaustellen in der „Dreistadt“ (Danzig, Zoppot, Gdingen) im Akkord arbeiten; die Bauleiter fahren nur wenige Minuten später ab. Die Urlaubsgäste schlafen länger: frühestens um halb acht kommen die ersten aus den Zimmern.

Das Haus, von dem hier die Rede ist, steht in Westpreußen, genauer: im Zuckauer Ortsteil Pempau, nur wenige Kilometer südöstlich von Danzig, nur sieben Kilometer vom Flughafen entfernt. Es ist eine einmalige Mischung aus Automuseum, Hotel und Entspannungs-Oase.

Die Idee zu diesem Museum entstand bereits um die Jahrtausendwende. Eva und Zenon Suchetzki, beide aus Danzig bzw. der Gegend um Preußisch Stargard, waren 1981 nach Berlin (West) gezogen. Schon in den siebziger Jahren hatte Zenon Suchetzkis Vater einen importierten VW-Käfer besessen, und der Sohn, der nun in einer Berliner Kunststoffartikelfabrik tätig war, fuhr jetzt ebenfalls einen. In Berlin begann die Familie, ältere Volkswagen zu sammeln und zu restaurieren. Nach der politischen Wende in Osteuropa stand für die Suchetzkis, denen das Unternehmertum seit Generationen im Blut liegt, fest, daß sie über kurz oder lang mit einem eigenen kunststoffverarbeitenden Betrieb in die Heimat zurückkehren würden. Im Jahre 1995 war es soweit: Vater Zenon begann mit dem Aufbau des Betriebes in Praust bei Danzig, 2001 folgte der Rest der Familie. Insbesondere für die Söhne Robert und Thomas, die in Berlin die Schule besucht hatten, war die Umstellung nicht ganz leicht.

Im Jahr 2000 entstand bei Eva und Zenon Suchetzki der Wunsch, die Öffentlichkeit an der Freude über die immer größer werdende Oldtimersammlung teilhaben zu lassen. Sie suchten nach einem geeigneten Grundstück und fanden es schließlich im Zuckauer Ortsteil Pempau (Pępowo) im Landkreis

Karthaus (Kartuzy). Bald darauf wurde mit dem Bau des Museums begonnen, inklusive Familienwohnung und Werkstatt, in der historische Fahrzeuge aufs Feinste restauriert wurden – nicht nur fürs eigene Museum, sondern zunehmend auch für Oldtimerbesitzer aus dem In- und Ausland. Zenon und Eva bedauern, daß sie die Werkstatt inzwischen wegen Personalmangel schließen mußten; aber gute Monteure für historische Autos sind in der Dreistadt inzwischen seltener als Gold – und wenn, sind sie für einen Mittelständler kaum bezahlbar!



Blick in die mittlerweile leider nicht mehr aktive Werkstatt; damals wurden hier noch historische Fahrzeuge aufs Feinste restauriert!

Nicht geschlossen zu werden brauchte indessen das kleine Hotel, das die Suchetzkis vorausschauend ebenfalls in ihren Betrieb integriert haben, sowie der Campingplatz, der sich ebenfalls auf dem weitläufigen Areal befindet. Während letzterer vorwiegend im Sommer durchreisenden Touristen als Etappenziel dient, sind die Hotelzimmer während des ganzen Jahres gut belegt, denn nicht nur bei Urlaubern, sondern auch unter den Facharbeitern der zahlreichen Baustellen gelten sie inzwischen als Geheimtip.



(Foto rechts)

„Dreistadt“ – dieser Begriff, so meinen manche Bewohner der Gegend, sei längst von der Wirklichkeit überholt, es müsse inzwischen eigentlich „Sechsstadt“ heißen: Danzig, Zoppot und Gdingen gehen ineinander über, aber hinter Gdingen setzt sich diese Erscheinung fort: Gdingen geht über in Rahmel [Rumia], Rahmel in Rheda (Westpreußen) [Reda] und Rheda in Neustadt (Westpreußen) [Wejherowo]. Die Stadtgrenzen sind lediglich an den wechselnden Ortsschildern erkennbar. Und die Wirtschaft in der Gegend, sie wächst und wächst und wächst – die Dynamik ist beispiellos!

Die Geschäftsidee der Suchetzki's umfasst aber nicht nur den bloßen Museums- und Hotelbetrieb, sondern auch die Vermietung eines Teils des Fahrzeugparks. Die Gäste können zum Zimmer oder Stell-/Zeltplatz einen VW-Käfer mieten und mit die-sen Tagesausflüge unternehmen, beispielsweise in die Kaschubische Schweiz, nach Danzig, Leba oder Hela; wer keinen Wert auf ein historisches Fahrzeug legt, kann auch einen modernen Wagen bekommen. Besondere Fahrzeuge (wie z. B. Karmann Ghia, Kübelwagen usw.) werden, samt Fahrer, tages- oder stundenweise vermietet, z. B. für Hochzeiten oder Betriebsfeiern.



Juniorchef Thomas Suchetzki rüstet zur Hochzeitsfahrt: der VW Typ 181 (Kübelwagen) in seiner Freizeitversion

Wird die nächste Generation den Betrieb weiterführen? Thomas und Robert Suchetzki arbeiten in ihrer Freizeit im Hause ihrer Eltern mit, aber beide führen auch noch ihre eigenen Betriebe: Robert hat eine kleine Autoreparaturwerkstatt, er beseitigt Hagel- wie auch sonstige Blechschäden und lackiert auch; Thomas ist Geschäftsführer einer Fabrik für Fräs- und Schneidmaschinen, seine Spezialität ist das Schneiden mit Wasserstrahlen. Beide haben ihre Betriebe in Praust, und beide sind, wie ihre Eltern, typische Mittelständler, die aufgrund ihrer Sprachkenntnisse fast in ganz Europa ihre Kunden haben. „Der elterliche Betrieb ist gut eingeführt und läuft prima“, sagt Thomas Suchetzki, „wenn wir gesund bleiben und es schaffen, werden wir ihn auf jeden Fall erhalten.“ Das ist die Einstellung von Familien, die über Generationen hinweg keine Arbeit gescheut haben!



Wenn man dann tagsüber mit dem Käfer die Schönheit der Kaschubischen Schweiz erkundet hat, gibt es nichts Schöneres als ein traumhaft kühles „Amber“-Bier aus der örtlichen Brauerei, entweder auf den einladend aufgestellten Bänken auf dem Hof oder an der Feuerstelle auf der Zeltwiese. Aus einer Original Wurlitzer „Atlanta“-Musikbox aus den siebziger Jahren ertönen die Klänge nicht nur der guten alten „Beatles“; die Gäste sind ausnahmslos friedlich und unterhalten sich entspannt in

verschiedenen Sprachen – deutsch, schwedisch, spanisch, englisch und natürlich auch polnisch spricht man hier abends am Lagerfeuer, und man versteht sich. Es werden Würstchen am Stecken gebraten und dazu die köstlichen Salatvariationen der Hausfrau probiert. Jung und Alt genießen hier in den kaschubischen Sommernächten die pure Entspannung.

Gegen halb ein Uhr nachts, als die letzte Gäste mit stattlicher Bettschwere schlafen gegangen sind, räumt Zenon Suchetzki das Geschirr vom Tisch und in die Spülmaschine. Seine Frau Eva hat sich bereits hingelegt; er selbst erwartet aber noch vier angemeldete Gäste. Die beiden Ehepaare haben

von unterwegs angerufen und Bescheid gesagt, daß es später würde und daß sie vermutlich erst gegen halb drei Uhr früh eintreffen können. Zenon streckt sich in seinem Wohnzimmer auf dem Sofa aus; von hier aus kann er das Tor und den Hof im Auge behalten. Strengt ihn so ein langer Tag an? Er zuckt mit den Schultern: „Im Sommer wird das immer so sein, aber ich merke jetzt langsam, daß ich älter werde – ich kann nicht mehr Tag und Nacht durchmachen.“ Er grinst ein bißchen. „Love, Peace and Harmony – das war mal, jetzt brauche ich zwi-



schendurch mal etwas Ruhe!“ Sein Blick geht auf den Hof zu dem alten und nicht mehr fahrtüchtigen „Hippie“-Bulli, der als Stilleben das Gelände ziert, und er sagt nachdenklich: „Der neue Mittelstand im polnischen Staat, das sind Leute wie wir! Ich bin sicher, daß die Jungens weiterführen werden, was wir zusammen aufgebaut haben; sie hängen mit Herzblut an diesem Betrieb, und seit Generationen war unsere Familie die meiste Zeit ihres Lebens nicht abhängig beschäftigt. Das steckt einfach drin! Es wird weitergehen hier bei uns.“ Kein Zweifel – der neue Mittelstand ist stabil!



Links: Zeltwiese mit Wetterhütte, Grillplatz und Sanitäranlagen / rechts: hier wurden früher echte Raritäten restauriert, wie z. B. dieser Käfer von 1955

Text und Fotos: Rainer Claaßen

Wer das Museum besuchen, dort übernachten oder kampieren möchte, wende sich bitte an:

Familien Suchetzki und Wessolowski
 ul. Armii Krajowej 50, 83-330 Pępowo
 Tel. (+48) 58 / 681 82 05, mobil (+48) 604 / 704 050
 E-Post: info@vwmuzeum.pl
 Netz-Information: www.vwmuzeum.pl

Kulturzentrum Ostpreußen

im Deutschordensschloß Ellingen/Bay.

Ausstellungs- und Veranstaltungsprogramm 2021

Sonderausstellungen und Veranstaltungen

04.09.2021 - 28.11.2021 **„Kann Spuren von Heimat enthalten“**
Wanderausstellung des Hauses des Deutschen Ostens,
München, über Essen und Trinken, Identität und
Integration der Deutschen im östlichen Europa

30.10.2021 **Landeskulturtag (Anmeldung erforderlich!)**

20./21.11.2021 **26. Bunter Herbstmarkt**

04.12.2021 - 01.05. 2022 **1.700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland**
Bedeutende Ostpreußen jüdischen Glaubens

Kabinettausstellungen

September - Dezember 2021 **40 Jahre Kulturzentrum Ostpreußen in Ellingen/Bay.**

Ausstellungen in Ostpreußen

Dauerausstellungen zur Stadtgeschichte in

Pr. Holland, Schloß

Lyck, Wasserturm

Lötzen, Festung Boyen

Johannisburg, Städt. Kulturhaus

Saalfeld, Stadt- und Gemeindeverwaltung

Rosenberg, Hist. Feuerwehrhaus

Goldap, Haus der Heimat

Rastenburg, I. Liceum

Ganzjährig

**Dauerausstellung zur Geschichte und Kultur
Ostpreußens im neuen Altvaterturm
auf dem Wetzstein bei Lehesten, Thüringer Wald**

Kulturzentrum Ostpreußen ▪ Schloßstr. 9 ▪ 91792 Ellingen/Bay.

Öffnungszeiten: Dienstag – Sonntag 10 – 12 und 13 – 17 Uhr (April – September)

10 – 12 und 13 – 16 Uhr (Oktober – März)

Telefon 09141-8644-0

info@kulturzentrum-ostpreussen.de

Telefax 09141-8644-14

www.kulturzentrum-ostpreussen.de

www.facebook.com/KulturzentrumOstpreussen

- Änderungen vorbehalten -

PREUSSEN  KURIER

Herausgeber: Landsmannschaft der Ost- und Westpreußen, Landesgruppe Bayern e.V.

Postanschrift: Heilig-Grab-Gasse 3, 86150 Augsburg

V.i.S.d.P.: Christoph M. Stabe, Rainer Claaßen (Schriftleitung)

E-Post: info@low-bayern.de

Netz-Information: www.low-bayern.de, www.facebook.com/LOWBayern

Spendenkonto:

IBAN: DE21 7015 0000 0080 1325 58 / BIC: SSKMDEMXXX